

Tabaka Derby Messer

**Messer's Gesammelte Horrorgeschichten
Band III**

**Sieben Gruselgeschichten und zwei Gedichte
aus dem Reich der dunklen Phantasie**

Herausgegeben im Selbstverlag

Man sollte die Autoren nicht über-
und die Leser nicht unterschätzen.

Vorwort

Herzlich willkommen, sehr geehrter Leser!

Der vorliegende Sammelband ist die dritte eBook-Edition aus meiner Welt des Grauens nach »Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band I« (2005) und »Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band II« (2006). Die in diesem eBook enthaltenen Erzählungen entstanden in den Jahren von 1999 bis 2003.

Unter dem Titel »Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band III« erwarten Sie sieben gruselige, phantastische und skurrile Erzählungen sowie zwei Gedichte.

Streifen Sie Ihre Stiefel über und erklimmen Sie mit mir nun den Gipfel des Schreckens!

Beim Lesen viel Spaß und Gänsehaut wünscht Ihnen Ihre

Tabaka Derby Messer

Inhaltsverzeichnis

Im Pappkarton	4
Der Herr der Pillen	12
Requiem	20
Weihnachts(schauer)märchen	23
Gespräch mit einer Tapete	25
Vorsicht! Bissige Nachbarn!	31
Bilderwelten	35
Einsamer Wanderer im All	40
Unsterbliche Rose	46

Im Pappkarton

*In einer vierdimensionalen Welt
malt ein untalentiertes Kind
ein naives Bild auf eine
dreidimensionale Leinwand.*

David Kerr war einst ein erfolgreicher Unternehmer gewesen, doch Schulden hatten ihn in den Ruin getrieben. Nun war er gestrandet und besaß nur noch das, was er auf dem Leibe trug, und einen ausgebeulten Pappkarton, worin er seine wenigen Habseligkeiten verstaute. Für ihn gab es keinen Weg zurück in die bürgerliche Gesellschaft. Die Familie hatte ihn verstoßen, die Firma war pleitegegangen und seine »Freunde« ließen ihn seither im Stich. Sein ehemaliger Geschäftspartner hatte sich mit der restlichen Kohle abgesetzt und nippte jetzt irgendwo unter rauschenden Palmwedeln genüsslich am Tequila, während er den Whisky aus der Flasche trank. Im Nachhinein hatte sich sein bisheriges Leben als glatter Selbstbetrug entpuppt. Deshalb wollte er nichts mehr besitzen und nie wieder jemanden um sich haben.

Kerr war allein - ein einsamer Wolf. Er lief durch die Gegend mit strammer Haltung und aufrechtem Gang, so als führe er im Stillen Krieg mit der ganzen Welt. Seine Kleidung war schäbig und verschmutzt, der Magen oftmals leer, aber sein Gehirn funktionierte bestens - genau wie in alten Zeiten. Mit Hohn und Verachtung strafte er die Gesellschaft, denn er betrachtete sie aus der Sicht eines Bettlers. Er war so tief gesunken, dass jeder auf ihn herabsah. Doch von Unterwerfung keine Spur! Sein Blick war kalt. Wie Eiskristalle funkelten seine grauen, beinahe farblosen Augen. Störrisch sträubten sich die schütterten, aschfahlen Haare und reckten sich in alle Richtungen. Eine große Adlernase beherrschte sein Gesicht, während sich der Mund mit den spröden Lippen und den toten Zähnen gleich einem Abgrund auftat. Der sehnige, schiefe Hals verlieh Kerrs schlaksigem Körper etwas Groteskes. Die knochigen Hände mit den knotigen Fingern wirkten wie mit Haut überzogene Krallen und passten hervorragend zu den spindeldürren Armen. Große Füße in ausgetretenen Schuhen rundeten sein Erscheinungsbild ab.

Die langen, durch Müßiggang und Selbstmitleid geprägten Tage verbrachte David vornehmlich zwischen den Gerümpelhalden der Konsumgesellschaft und den Suppenküchen religiös motivierter Hilfsorganisationen. Nächtens musste er dann unter freiem Himmel schlafen, was bei regnerischem Wetter ziemlich ungemütlich ist. Daher zog er es vor, einen trockenen Unterschlupf zu suchen, wobei er nicht mal vor Hausfriedensbruch und Sachbeschädigung zurückschreckte. Meistens wurde er bei leer stehenden Ferienhäusern schnell fündig. Ihren gut situierten Eigentümern war der unwillkommene Gast natürlich noch lästiger als Ratten im Gebälk, weil viel schwerer zu fassen, denn der Eindringling wanderte stets von einem Ort zum anderen.

Nun war Kerr in T. eingetroffen und nahm ein majestätisches Anwesen, das einen gottverlassenen Eindruck machte, in Augenschein. Der herrschaftliche Park war verwildert und Unkraut wucherte auf den Gehwegen. Das Gitter, welches das Grundstück umgab, war die formvollendete Arbeit eines recht talentierten Kunstschmieds, obgleich es inzwischen ein bisschen klapprig aussah. Das Haus war alt. Der Zahn der Zeit nagte seit Jahrzehnten daran. Sein Dach war schadhaft, der Putz bröckelte und einige Fensterscheiben waren zerbrochen. Im Großen und Ganzen erachtete Kerr es dennoch für stabil genug; es würde wohl nicht gleich einstürzen, wenn er die Tür öffnete. Für ein künftiges Nachtquartier war es wie geschaffen, denn niemand kümmerte sich mehr darum. Hier würde ihn also gewiss keiner stören oder gar vertreiben.

Wie ein Dieb schlich Kerr, den Pappkarton unter dem Arm, um das Anwesen herum. Das Herz hüpfte ihm vor Freude. Ein neues Zuhause, das ihm gehörte! Wer hätte gedacht, dass man so etwas einfach im Vorbeigehen findet! An einem Seitenweg hielt er inne. Er rüttelte an dem Gitter, das daraufhin schwankte und klirrte. Dann warf er seinen Pappkarton über den Zaun und schwang sich an den Eisenstäben hoch. Der dünne, gelenkige Mann übersprang die Absperrung mühelos und schnappte sich seine Habe.

In freudiger Erwartung lief er durch den Garten. Je näher er an das Gebäude herankam, desto stärker fühlte er sich davon angezogen. Es schien, als hießen die grauen Mauern ihn willkommen; es schien, als harrten sie seit einer Ewigkeit seiner Ankunft und würden ihn zum Verweilen einladen. Da bestand gar kein Zweifel: Dieses Haus war nicht wie gewöhnliche Häuser. Ihm wohnte eine seltsame Kraft inne, die David förmlich in Bann schlug. Die unzähligen schiefen Fenster mit den blinden und teilweise zersplitterten Scheiben blickten ihn an wie trübe viereckige Augen. Das von Unwettern zerschundene Dach mit den ausgebrochenen Ziegeln wirkte wie eine dilettantisch angefertigte Perücke und

das poröse Mauerwerk mit dem beschädigten Verputz wie die warzige, faltige Haut einer tausendjährigen Hexe. Den Mund des »Gesichts« bildete eine schwere, verwitterte Holztür, die von einem Portikus bewacht wurde, dessen klobige Säulen in Figurenkapitellen endeten, welche einen noch gröberen Giebel trugen, der mit seiner Plumpheit den Eingang zu erdrücken drohte. Kerr betrat die breite Freitreppe, deren steinerne Stufen unter seiner Last klapperten, durchschritt den Portikus und stemmte die Hände gegen die Tür, die sich, ohne Widerstand zu leisten, seinem Willen unterwarf.

Nun sah er sich von mächtigen, altherwürdigen Mauern umgeben. Dieses Haus war mehr als nur ein Unterschlupf, mehr als eine wertlose Immobilie, mehr als ein aus einzelnen Bauteilen zusammengesetztes Etwas. Es besaß ein Innenleben. Seine Wände hatten Augen und Ohren. Kerr betrachtete das Haus und es betrachtete ihn. Einen Eid hätte er darauf geschworen, obwohl er nicht hätte erklären können, was ihn zu einer derart widersinnigen Vermutung veranlasste. Etwas beunruhigt sah er sich um. Zwei lange Treppen mit verbogenen Geländern führten in das mittlere Stockwerk. Darüber lag eine weitere, in eine offene Bogengalerie mündende Etage. Von der Decke hing ein verstaubter Lüster herab, der sich wie eine gigantische kristallene Spinne auf und ab zu bewegen schien, was David sehr erschreckte. Er wandte sich ab und versuchte sich einzureden, dass seine Phantasie ihm einen Streich spielte, denn es war inzwischen spät geworden und er war müde.

Von draußen drang das orangefarbene Licht der Abendsonne durch den Eingang in die Vorhalle. Kerr schloss die Tür, um zu verhindern, dass Anwohner sein widerrechtliches Eindringen bemerkten. Dann ging er die linke Treppe hinauf, weil sie etwas stabiler wirkte als die rechte. Im oberen Stock angelangt, betrat er das erstbeste Zimmer. Hier wollte er sich gleich zur Ruhe begeben, denn sein neues Heim ließe sich ohnehin besser bei Tage erkunden.

Das Nachtquartier war kalt und leer, schmutzig und ungemütlich. Die Wände sahen schwarz und feucht aus. Die Dielen knarnten mahnend bei jedem Schritt, den David tat. Er stolperte über etwas Weiches, das er im Dämmerlicht als eine muffig riechende Matratze identifizierte. Die Luft stank nach Moder; deshalb öffnete er das kleine Kammerfenster, das hierbei laut quietschte. Indessen wurde es immer finsterer. Im Dunkeln tappte er durch den Raum und legte sich auf die verdreckte Matratze. Mit einem Lächeln auf den Lippen schlief er auf der Stelle ein.

* * *

In den folgenden Wochen richtete sich Kerr häuslich ein. Niemand kam, um nach dem Rechten zu sehen. Niemand behelligte ihn mit Fragen. Es schien, als ob keiner an seiner Anwesenheit Anstoß nähme. Dieses Haus gehörte nun so lange ihm, bis jemand es ihm streitig machte. Und aus der Beschaffenheit des Parks ließ sich schließen, dass damit eher nicht zu rechnen war und er hier endlich Ruhe finden konnte.

Die Villa hatte über zwanzig Zimmer. Die meisten davon waren in einem erbärmlichen Zustand. Davids Ehrgeiz wurde dadurch nur angestachelt. Mit viel Geschick und Fleiß säuberte er die Räume, reparierte die für den Sperrmüll reifen Möbel und verwandelte binnen weniger Wochen das Innere des Gebäudes in eine behagliche, ansehnliche Heimstatt.

Nichtsdestotrotz war das Anwesen von einer düsteren, geheimnisvollen Atmosphäre umgeben, die Kerr nach und nach aufs Gemüt drückte, sein Gefühl des Losgelöstseins vertiefte und der Einsamkeit eine neue Dimension verlieh. Bald plagten ihn nachts seltsame Träume. Er sah sich durch unwirkliche Landschaften wandern, über Städte fliegen und durch das Dach auf sein Bett stürzen. Jedes Mal schrak er dann ängstlich aus dem Schlaf auf und war heidenfroh, nur von einem lebhaften Alptraum gepeinigt worden zu sein. Wahrscheinlich besaß dieses Haus eine ihm innewohnende, verborgene Energie, für deren Erforschung Spukfreunde, Parapsychologen und dekadente Millionäre gerne ihre Konten geplündert hätten.

* * *

Matt drang das Licht durch die milchigen, verschmierten Glasscheiben. Im Morgengrauen erhob sich David Kerr schweißgebadet von den Kissen. Er hatte wieder einen dieser Träume erlitten, die ihn seit geraumer Zeit quälten. Um sich von der Unversehrtheit der Zimmerdecke zu überzeugen, blickte er unwillkürlich nach oben. Doch da war ein Loch - eine unregelmäßig geformte Lücke, die sich durch den Dachstuhl fraß und genau über seinem Bett den Plafond durchbohrte! Mit Schrecken wurde ihm klar, dass sie gerade groß genug war, um einem Menschen Durchlass zu gewähren. Träumte er etwa immer noch? Zweifelnd rieb er sich die müden Augen und sah dann abermals hinauf, doch alles blieb unverändert - auch das Loch in der Decke.

Die ersten Sonnenstrahlen brachen nun hervor und erfüllten den Raum mit einem grauweißen Schleier. Kerr stand auf und öffnete das Fenster, um sich zu versichern, dass er tatsächlich wach war. Frische Luft strömte sogleich herein und

wirbelte den im Lichtschein silbrig glitzernden Staub auf. David lehnte sich hinaus und bestaunte wie gebannt den Garten. Die Bäume, deren Kronen sich gestern noch so lebendig im Wind gewiegt und deren Blätter leise geraschelt hatten - heute wirkten sie unecht und reglos. Sie waren keine natürlichen Pflanzen mehr, sondern nur die geschmacklose Ausstattung eines verwahrlosten künstlichen Parks. Die Häuser in der Ferne sahen aus wie Bastelarbeiten aus Papier und die Hügellandschaft am Horizont ähnelte einem Scherenschnitt. Selbst die Wolken am Himmel waren schneeweiß und ganz regelmäßig geformt, so wie man sie bloß auf den Abbildungen in Kinderbüchern findet. Die Sonne hing zitronengelb am blauen Firmament und schickte einzelne, nadelfeine goldene Strahlen auf die Erde. Auch sie musste einer kindlichen Zeichnung entsprungen sein. Das alles war nicht die reale Welt, sondern eine Täuschung - ein schlechtes dreidimensionales Gemälde, das irgendein Witzbold vor dem Fenster aufgestellt hatte, um ihm einen Possen zu spielen!

Kerr streckte die Hand aus. Da stieß er an etwas, das sich wie dickes Papier anfühlte. Offenbar war eine bebilderte Wand vor ihm postiert. Seltsam nur, dass er gar nicht erkennen konnte, wo sie begann und wo sie endete. Die Sicht auf die äußere Welt war ihm völlig versperrt und die dicke Barriere schien undurchdringlich. Er war von dieser Zeichnung umschlossen!

David war mulmig zumute. Warum hatte er nicht schon eher bemerkt, dass hier etwas nicht stimmte? Gestern Abend war jedenfalls noch alles wie immer gewesen; demzufolge konnte die Verhüllung erst in der letzten Nacht vonstattengegangen sein. Viele Fragen quälten ihn und wirre Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Für einen Moment glaubte er, sich möglicherweise den Zorn der Hausbesitzer zugezogen zu haben, welche Theorie er jedoch schnell verwarf. Plötzlich fühlte er sich bedroht von den Mauern, deren Eroberung er vor Wochen so bejubelt hatte. Wie groß war damals die Freude über jene Beute gewesen, wie verheißungsvoll die Aussicht, für alle Zeiten eine bequeme Bleibe gefunden zu haben! Jetzt aber hatte er den Eindruck, dass er in eine gefährliche Falle getappt war.

Er musste dieses Gebäude unverzüglich verlassen. Mit ganzer Wucht stieß er die Kammertür auf und rannte eilig die Stufen hinunter zum Eingang. Die klemmende Haustür gab nicht gleich nach; daher stemmte er sich mit aller Macht dagegen und siehe da! Sie ging auf. Kerr stürmte ins Freie, wobei er sofort gegen die Pappwand prallte. Er tastete sich daran entlang, quer durch den gemalten Garten bis zum Zaun. Dort schaffte er es endlich, mit der Faust die Hülle zu durchbohren und mit dem Arm ein großes Loch hineinzureißen, durch das er wieder in die Außenwelt gelangte.

Als er sich umsah, lag das Anwesen idyllisch und romantisch-verwittert da - genau wie gestern. In diesem Augenblick fiel ihm ein, dass sich der Karton mit seinen Siebensachen noch darin befand. Es ärgerte ihn maßlos, dass er in der Panik sein ganzes Hab und Gut vergessen hatte. Umkehren wollte er aber nicht. Nun besaß er also gar nichts mehr außer den Kleidern, die er auf dem Leibe trug. Entmutigt hockte er sich hin. Der Schock am frühen Morgen war ihm auf den Magen geschlagen. In sich zusammengesunken, kauerte er auf dem feuchtkalten Straßenpflaster. Tau lag auf den Wiesen und glitzerte.

Die friedliche Umgebung beruhigte David allmählich. Ungläubig blickte er zurück. Das Haus wirkte verschlafen und harmlos. Nichts deutete darauf hin, dass dort irgendwelche verborgenen Mächte walteten. Erste Zweifel beschlichen ihn. Hatte er das alles vielleicht nur geträumt? War es nicht möglich, dass sich sein Gewissen mit einem Albtraum meldete, der ihm das unrechtmäßig in Besitz genommene Heim verleidete? Wie dem auch sei, er würde nie wieder einen Fuß auf dieses Gelände setzen. So erhob er sich und lief gemächlichen Schrittes den Gehsteig entlang. Er brauchte ein neues Obdach, bevor es dunkelte, denn auf der Straße wollte er nicht übernachten. Außerdem war es notwenig, sich etwas Essbares zu beschaffen. Was die Passanten ihm nicht spendierten, musste er sich eben anderweitig besorgen.

* * *

Im Laufe des Vormittags erbettelte David ein paar Münzen. Er saß in der Fußgängerzone auf dem Erdboden und erzählte den Leuten von seinen geheimnisvollen Erlebnissen. Die Geschichte war so phantastisch, dass niemand sie für wahr hielt, aber Kerr verstand es perfekt, sein Publikum mit Worten und Gesten zu fesseln. Alle hörten gespannt zu und er verdiente genügend Geld für Speis und Trank.

Darüber hinaus hatte er gehofft, auf diesem Wege das eine oder andere über das eigenartige Haus in Erfahrung zu bringen, doch zu seiner Enttäuschung fand er nichts Neues heraus. Die Einwohner der Stadt ahnten nicht, was für eine Bewandtnis es mit jenem Anwesen hatte. Keine Legende rankte sich um das besagte Gemäuer; nie hatte sich dort etwas Außergewöhnliches zugetragen. Irgendwann war der letzte Besitzer schließlich gestorben und seine Erben ließen das Gebäude seither verfallen.

David war unzufrieden mit seinen Nachforschungen und stellte sich dieselben Fragen wie zuvor. Warum wirkte von außen alles echt, von innen jedoch wie eine Zeichnung? Gab es außer der Welt, wie man sie kennt, vielleicht noch eine

andere, auf Malerei beruhende Welt mit einer Grenze aus Pappe? Und wozu diente eine solche künstliche Realität? Ihm wurde ganz schwindlig, wenn er länger darüber nachdachte, und seine Gedanken drehten sich im Kreis. Es war das Beste, einfach die Stadt zu verlassen und den Vorfall abzuhaken. In einer anderen Ortschaft warteten bestimmt neue Herausforderungen auf ihn.

David lief durch die Gassen, ohne müde zu werden, überquerte Plätze und Straßen. Der Weg führte ihn stur geradeaus. Dabei orientierte er sich an der Bergkette am Horizont, die im Sonnenlicht plastisch hervortrat. Plötzlich hielt er jedoch verwirrt inne und heftete angestrengt seinen Blick auf die Hügel. Warum hatte er den Eindruck, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zugeht? Er wühlte sich inmitten eines Suchbildes des höchsten Schwierigkeitsgrades, betrachtete die Landschaft als Ganzes, die Bäume, die Felsen in der Ferne, den azurblauen Himmel. Da durchzuckte ihn die Erkenntnis wie ein Blitz! Er befand sich noch immer in der gefälschten Wirklichkeit, in einer fast perfekten Simulation mit nur einem winzigen, kaum wahrnehmbaren Fehler. Der war in den östlichen Hügeln versteckt, die von der gleißenden Sonne nicht aus südlicher, sondern aus nördlicher Richtung beschienen wurden!

Nun hatte Kerr die Gewissheit, dass sein morgendlicher Albtraum tatsächlich geschehen und er offenbar weiter darin gefangen war. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn. Verzweifelt schrie und sang er, sagte sich das kleine Einmaleins vor und zwickte sich in die Arme, bis es wehtat, nur um zu prüfen, ob er auch wirklich munter war oder noch schlief. Leider deutete alles darauf hin, dass er wachte und von einer künstlichen Realität umgeben war, der zu entkommen sich schwieriger gestaltete, als er anfangs geglaubt hatte.

David wollte ausbrechen. Irgendwo war eine Grenze, die es zu erreichen galt. Er rannte, so schnell ihn die Füße trugen, die Zunge hing ihm zum Hals heraus und Seitenstechen erschwerte ihm das Atmen. Sekunden erschienen ihm wie Minuten und Minuten wie Stunden. Schließlich erkannte er von weitem das Ortseingangsschild. Möglicherweise war ja das Ende der Stadt auch das Ende dieser künstlichen Welt. Er eilte hoffnungsvoll die Landstraße entlang und atmete tief die Waldluft ein. Da stieß er plötzlich gegen ein unsichtbares Hindernis und durchbrach die zweite Pappwand!

Die felsigen Hügel am Horizont waren nun etwas näher; Licht und Schatten waren richtig verteilt. Vor Freude sprang David in die Luft. Er war frei! Doch was sollte er mit dieser wiedergewonnenen Freiheit anfangen? Hier konnte er jedenfalls nicht bleiben, denn so weit das Auge reichte, sah er nur Wald und Berge und nirgends eine Ortschaft. Also entschied er sich dafür, einfach draufloszuwandern. Vielleicht käme er ja durch Zufall an einem Dorf vorbei. Welchen Weg aber sollte er einschlagen? Direkt durch den Wald laufen? Nein, das war zu gefährlich. Wie schnell kann man sich da verirren! Gründlich musterte er das Gelände. Offensichtlich war er von der felsigen Hügelkette eingeschlossen. Demnach müsste er, wenn er die Berge umgehen wollte, erneut die künstliche Stadt betreten. Das wäre jedoch ein Rückschritt mit unberechenbaren Folgen. Er fühlte, seine Zukunft lag jenseits dieser Erhebungen.

Während Kerr so grübelte, wurde er einer Schneise gewahr, die etwas weiter westlich quer durch den Wald und steil hinauf bis zu den Bergen führte. Die Route war unter Umständen etwas beschwerlich, aber zumindest konnte er sich dabei nicht verlaufen und hatte stets sein Ziel vor Augen. So marschierte er, ohne zu zögern, nach Südwesten und schlug den soeben entdeckten Weg ein.

Der Aufstieg dauerte Stunden und war ziemlich anstrengend. Der Wald schien sich auf beiden Seiten schier endlos auszudehnen und auch die Hügel kamen kaum näher. Die Wärme der unbarmherzig brennenden Sonne machte David sehr zu schaffen. Zudem hatte er schon bald nichts mehr zu trinken. Erst als er die halbe Strecke hinter sich gebracht hatte, vernahm er ein leises Plätschern. Folglich musste hier irgendwo Wasser sein! Angetrieben vom beinahe unerträglich gewordenen Durst setzte er seine letzten Kräfte frei und schleppte sich höher und höher bergauf. Das Rauschen des Wassers wurde immer lauter. Siehe da - hier war ein Bächlein! David trat zu dem Rinnsal hin und schöpfte das kalte Wasser mit der hohlen Hand. Er schlürfte es gierig wie ein Tier, und als er seinen Durst gestillt hatte, benetzte er Gesicht und Arme. Wie erquickend war doch das kühle Nass!

Im Schatten der dunkelgrünen Nadelbäume rastete er ein wenig, genoss die frische Luft und sog tief den Duft der Fichten ein. Endlich konnte er sich etwas erholen, aber die Zeit lief ihm davon. Es war bereits Nachmittag und der Weg war noch weit; also machte er sich schweren Herzens auf. Die Verschnaufpause hatte ihm jedoch gutgetan und er kam jetzt wieder schneller vorwärts.

Einige Stunden später hatte Kerr den Wald hinter sich gelassen. Die felsigen Erhebungen lagen nun majestätisch vor ihm. Er hielt inne, um die Landschaft zu betrachten. Dann blickte er hinab ins Tal. Von oben wirkte alles winzig. Die künstliche Stadt glänzte mit ihren weißen Häusern wie ein verschlafenes Dorf auf einer Ansichtskarte. Es erweckte so gar nicht den Eindruck, als wäre sie ein Gefängnis. Aus der Ferne wies nichts darauf hin, dass sie in eine Pseudorealität eingebettet war.

Zum ersten Mal dachte David über die Menschen nach, die da unten lebten. Hatten sie möglicherweise noch gar nicht

bemerkt, dass sie bloß Figuren in einem höchst sonderbaren Spiel waren? Hatten sie sich vielleicht damit abgefunden, Teil eines unerklärlichen Puzzles zu sein? Oder waren sie selbst nur eine Täuschung wie alles andere? Ernüchtert musste er sich eingestehen, dass es zu spät war, diese Fragen zu stellen. Er war entflohen und sie waren dort. Er würde ihnen nie wieder begegnen und demzufolge nie erfahren, ob sie die seelenlose Staffage einer fast perfekten Illusion oder ahnungslose Opfer eines bösen Streichs waren. Diese Leute musste er vergessen und an seine eigene Zukunft denken. Er wandte sich ab. Vor ihm thronten die felsigen Hügel. Ihnen galt nun seine ganze Aufmerksamkeit.

Ohne eine weitere Pause lief Kerr schnurstracks auf die Berge zu, marschierte zielstrebig über Wiesen und Gestein. Sein Herz klopfte, sein Magen knurrte, die Nerven lagen blank und eine unbestimmte Angst ergriff ihn. Er richtete sein Augenmerk fortwährend auf die Hügelkette, so als wolle er sie festhalten, denn je näher er an sie herankam, desto weiter wühlte er sich davon entfernt.

Misstrauisch musterte er die Felsen. Da fuhr ihm der Schreck in alle Glieder. Warum war es ihm nicht schon früher aufgefallen? Was hatte in den letzten Stunden seine Sinne derart getrübt? Er blickte auf die Hügel, die vor ihm lagen. Von Furcht erfüllt, hielt er die Hand vor die Augen, doch als er sie wieder wegzog, bot sich ihm dasselbe Bild - die Berge waren ausnahmslos identisch! Bis ins kleinste Detail stimmte alles überein: die dunkelgrünen Matten auf dem Plateau, die kahlen, steilen Hänge an der Westseite, die tiefen Felsspalten am Fuß. Es war, als hätte ein x-beliebiger Hügel Pate bei der Erschaffung eines Modells gestanden, welches dann unzählige Male vervielfältigt und aneinandergereiht worden war, bis sich die einzelnen Teile zu einer Bergkette zusammengefügt hatten und das Tal mitsamt der künstlichen Stadt gänzlich umschlossen.

Kerr war außer sich vor Entsetzen. Diese Landschaft war nicht natürlich! Sie war wie das Anwesen und die Stadt eine unwirkliche Erscheinung, nur eben um ein Vielfaches größer. Von wem wurde er gefangen gehalten und zu welchem Zweck?

Während er losstürmte, um der falschen Welt ein für alle Mal zu entkommen, schwirrten ihm tausend Gedanken wie ein aufgescheuchter Bienenschwarm durch den Kopf. Einerseits tröstete er sich mit der schwachen Hoffnung, dass er vielleicht noch immer schlafend in seinem Bett in dem Herrenhaus lag. Andererseits fühlte er sich hellwach und völlig entkräftet - ein Beweis dafür, dass dies kein Traum war.

Wozu diente die Hügellandschaft und wer hatte sie erschaffen? Existierte sie tatsächlich irgendwo auf der Erde oder hatte eine fremde Macht Kerr auf einen Hunderte Lichtjahre entfernten Planeten verbracht? Hatte eine höher entwickelte Lebensform eine zweite Erde angefertigt und dabei einige Fehler begangen, und wenn ja, waren sie aus Versehen oder mit Absicht eingebaut worden? Bestand diese Umgebung überhaupt aus Materie oder war sie nur eine aus reiner Energie erzeugte Illusion? Und welchen Zweck erfüllte solch ein Test? War Kerr bloß ein Versuchskaninchen im Labor von Außerirdischen, die wissen wollten, wie lange es dauert, einen typischen Vertreter der Spezies Mensch in den Wahnsinn zu treiben? Überprüften sie seine Klugheit, seine Hartnäckigkeit und seinen Freiheitsdrang?

Noch immer rannte David. Was für unsinnige Theorien hatten sich da in seinem Kopf angehäuft! Ihn, den Bettler und Tagedieb, würde kein Wesen als für die Menschheit repräsentative Testperson auswählen, und schon gar nicht, wenn es intelligent wäre, was man bei einer raumfahrenden Spezies wohl voraussetzen kann. Davon abgesehen waren die Fehler einfach zu grob, als dass sie einem Experimentator so mir nichts, dir nichts unterlaufen wären. Hätten Fremde die Erde erkundet, so hätten sie schnell erkannt, dass kein Hügel dem anderen gleicht. Und warum sollten sie die einzelnen Bereiche ihrer Forschungsanlage durch bemalte Pappwände voneinander trennen? Nein, das alles ergab keinen Sinn. Sicher, er war ein Opfer, aber bestimmt kein Opfer höherer Mächte. Bis heute Morgen hatte er ein trauriges, doch völlig gewöhnliches Dasein geführt. Zu Fuß war er vor Wochen in das Städtchen T. gekommen, ohne dass er eine Barriere aus Pappe hatte durchbrechen müssen. Sogar das verfallene Anwesen hatte er ohne Mühe betreten und war beim Klettern über den Gitterzaun auf keine Grenze gestoßen. Genauso wenig konnte er sich erinnern, auf seinem Weg nach T. über eine Hügelkette gelaufen zu sein. Nur am östlichen Horizont hatte er seinerzeit die Berge gesehen. Wer hätte damals gedacht, dass ihn hier ein dermaßen nervenaufreibendes und ungewisses Schicksal ereilen würde! Noch gestern Abend schien T. ein Ort wie jeder andere gewesen zu sein - eintönig, trist, ohne besondere Merkmale. Und nun befand sich David in einer ausweglosen Situation, mit seiner Kraft am Ende und der Verzweiflung nahe.

Die Sonne leuchtete orange am Himmel und sank allmählich bei den westlich gelegenen Hügeln. Kerr schleppte sich den vor ihm liegenden Hang hinan. Auf dem beschwerlichen Weg nach oben zog er sich einige Schrammen zu. Schließlich stand er zwischen den Felswänden und sah hinab in die Tiefe. Dort unten rauschte wild das dunkelblaue Meer. Wenn er springen würde, brächte es ihm die sofortige Erlösung. Doch er zögerte. Sollte er sich wahrlich das Leben nehmen? Er war ja weder alt noch krank und hatte eigentlich keine Lust, so früh den Löffel abzugeben.

Was aber blieb ihm denn als Alternative? In einer künstlichen Welt zu leben hieße ja, auf ewig eingekerkert zu sein!

Was immer dies bedeutete, wozu es auch diente, egal ob es von jemandem veranlasst worden oder einfach so geschehen war, ganz gleich, ob es nur ein Traum oder die Wirklichkeit war - es musste hier enden. Kerr schloss die Augen und stürzte sich in den Abgrund. Er fiel rasch und tief und riss dabei eine weitere Pappwand durch. Dies bremste ihn stark ab, so dass er, anstatt hart und tödlich auf dem Boden aufzuschlagen, ganz weich im warmen Sand landete.

Selbst die Hügelkette war also mit einem Gemälde umhüllt! War dies nun die letzte Barriere gewesen? Vom jähen Fall noch ein bisschen benommen, richtete sich David auf und raufte sich die dünnen grauen Haare. Er blickte zu den Bergen hinauf, deren glatte Felswände steil in den Himmel ragten. Beinahe bedauernd musste er sich eingestehen, dass ihm jetzt zum ersten Mal seit Beginn der rätselhaften Ereignisse der Rückweg versperrt war; denn nie und nimmer wäre er dazu imstande gewesen, diese Erhebungen zu erklimmen. Und vor sich sah er bloß einen endlosen gelben Sandstrand, der sich sanft zum Meer neigte, wo die stark bewegte Flut heranrollte.

Die Erbauer jener Welt hatten nicht allzu viel Einfallsreichtum walten lassen, aber sie beherrschten es perfekt, jemand in die Enge zu treiben. Je länger Kerr über seine gegenwärtige Lage nachdachte, desto mehr kam er zu dem Schluss, dass er die einzige Variable in einem abgekarteten Spiel war. Seine Blicke glitten über die raue See, die mit lautem Tosen ihre Wogen aufpeitschte. Geräuschvoll wie Donnergrollen brachen die Wellen, während der Abend den Himmel in Gold- und Orangetöne kleidete.

David lief am Ufer entlang, der Sonne entgegen und doch ziellos. Der Weg zurück war ihm abgeschnitten, der Strand war menschenleer und ohne Vegetation. Im Meer erwartete ihn nichts anderes als der Tod. Er schluchzte vor sich hin. Warum hatte er T. überhaupt verlassen? In dieser Stadt, obgleich sie künstlich war, hätte er trotz allem ein beschauliches Leben führen können. Dort gab es genug leer stehende Häuser, Leute, mit denen man reden konnte, und Imbissbuden für das leibliche Wohl. Stattdessen hatte ihn sein Freiheitsdrang an den Rand des Verderbens gebracht.

Das Meer kam bedrohlich nahe. Die rauschenden Wellen rollten über den Sand, umspülten seine Füße, durchnässten sein ausgetretenes Schuhwerk. Er schleppte sich tapfer weiter gen Westen, der untergehenden Sonne entgegen, aber die Flut stieg an und machte ihm bald den Boden streitig. So wich er zurück bis zu den Felsen und startete in die rote Sonne. Sie stand nur noch knapp über der wilden See und wirkte wie ein ausgebeulter Lampion. Kerrs Augen brannten von dem starken Lichteinfall. Er öffnete den Mund und setzte zu einem Schrei an. Ein letztes »Warum?« oder »Warum ich?« wollte er in die Dämmerung hinausbrüllen, doch der Ruf erstarb in seiner Kehle. So blieb er stumm, während das Meer sein lautloses Wimmern übertönte. Das Wasser reichte ihm schon bis an die Knie. War er noch oben auf den Hügeln bereit gewesen, freiwillig in den Tod zu gehen, so wollte er jetzt, wo er keine Wahl mehr hatte, um jeden Preis leben. Von Furcht erfasst, atmete er schwer ein und aus. Als die Sonne gesunken war, rang er mit den Wogen, ruderte mit Armen und Beinen, um sich in der stürmischen Flut über Wasser zu halten. Jeder Augenblick erschien ihm wie eine Ewigkeit.

Unter dem sternenklaren Himmelszelt kämpfte David mit letzter Kraft um sein Leben, um Sekunden und Atemzüge, um jeden einzelnen Wimpernschlag. Doch diese Schlacht war bereits verloren, bevor sie begonnen hatte. Mühevoll bäumte er sich auf und schwamm reflexartig, bis seine Arme erlahmten, die Beine schmerzten und Wadenkrämpfe ihn plagten; trotzdem schlugen die Wellen über ihm zusammen. Er schluckte Wasser. Hilflös paddelte er. Statt eines Schreis brachte er nur ein Gurgeln hervor. Schließlich schwanden ihm die Sinne und das Meer verschlang ihn wie ein hungriges Tier.

Da geriet er plötzlich in etwas Prickelndes, das ihn jäh aus seiner Ohnmacht riss. Inmitten eines chaotisch wirbelnden Strudels schnellte er mit einem Mal in die Höhe und schoss immerfort nach oben, bis er mit dem Kopf auf eine raue Wand traf. Es war die Wasseroberfläche - nein! Es war eine weitere Grenze aus Pappe, die er gerade durchdrang! David rang nach Luft. Er konnte wieder frei atmen, aber der Schädel brummte ihm gehörig. Irgendwie hatte er überlebt und langsam kehrte auch seine Wahrnehmung zurück. Ungläubig rieb er sich die Augen. Über ihm funkelte das Sternenzelt; unter ihm schäumte die See. Und er schwebte elfenhaft zwischen den Wolken, völlig vom Boden losgelöst!

Ließen ihn die Konstrukteure jener künstlichen Erde etwa an ihren göttlichen Fähigkeiten teilhaben? Oder war er vielleicht schon tot? Jedenfalls galt es jetzt, das Beste aus dieser höchst befremdlichen Lage zu machen. Deshalb entschloss er sich kurzerhand, die Welt im Flug neu zu entdecken. Gewiss sah sie aus der Vogelperspektive ganz anders aus - viel kleiner und unbedeutender und vor allem weniger gefährlich. Er musste sich nicht mehr durch sie durchkämpfen. Sie war nicht länger ein unbesiegbarer Gegner. Er würde einfach über sie hinweggleiten und sie aus sicherer Entfernung betrachten.

Kerr fühlte sich überlegen und von aller irdischen Last befreit. Obwohl er nicht wusste, wie er zu diesem Talent gekommen war, genoss er es dennoch in vollen Zügen. Nie wieder wollte er hinunter in jene feindliche Welt, die ihn in immer größeren Pappbehältern gefangen gehalten hatte. Kein Berg nahm ihm hier oben die Sicht. Kein Hindernis stellte

sich ihm in den Weg. Hunger und Durst waren vergessen sowie alle menschlichen Bedürfnisse. Es gab keinen Zweifel - irgendetwas passierte mit ihm. Er veränderte sich. Seine Angst vor dem Unbekannten war gewichen und Staunen war an ihre Stelle getreten. Anstatt sich zu fürchten, versuchte er nun zu verstehen.

Für den Anfang begnügte sich David jedoch damit, seine ungeahnten Möglichkeiten auszutesten. Am wichtigsten war es, erst einmal zu ergründen, wie man sich in diesem Zustand zielgerichtet fortbewegt. Er vollführte Schwimmübungen und ruderte mit den Armen. Das brachte ihn aber nirgendwohin; er verharrte stets auf demselben Fleck. Es dauerte eine Weile, bis er begriff, dass sich Höhe, Geschwindigkeit und Richtung allein mit dem Geist kontrollieren ließen.

Der Leib als solcher hatte ausgedient. Er war wertlos, nutzlos, ein Rudiment, das aus einer vergangenen Epoche stammte. Kerr brauchte dieses Anhängsel nicht mehr und wollte sich aus Nostalgie doch nicht davon trennen. Er mochte kein fliegendes Gespenst, kein körperloses Wesen sein; er fühlte sich wohler als ein schwebender Mann, der dem Tod trotzt und das Leben bejaht.

So segelte er um die ganze Welt. Ohne Kraftaufwand überquerte er in luftiger Höhe das Land und die Ozeane. Wenn er des Weiterreisens müde war, ließ er sich auf einer Wolke nieder, denn die Wolken waren jetzt seine Betten. Manchmal verweilte er darauf und ließ sich vom Wind treiben. Er führte ein sorgenfreies, zielloses Dasein ohne Bestimmung, Freude oder Angst, Kummer oder Schmerz. Er existierte bloß um seiner selbst willen - fast wie eine faule Gottheit, die gleichgültig Äonen verstreichen lässt, ohne auch nur das Geringste zu tun.

Bald hatte Kerr jedes Gefühl für Zeit verloren. Nach und nach begann er allerdings die Sinnlosigkeit seiner Existenz zu bedauern. Er überflog dieselben Meere und Kontinente, dieselben Städte und Berge immerzu. Eine sehr menschliche Regung bemächtigte sich nun seiner: Es war die Langeweile!

Die erdgebundenen Dinge hatte er zur Genüge beobachtet. Er wollte Neues erfahren und hinaus in das Universum reisen. Eines Nachts schließlich, als der schwarze, sternverzierte Himmel über ihm stand, glaubte er, von den Gestirnen gerufen zu werden. Sehnsüchtig blickte er hinauf zum rot leuchtenden Planeten Mars und verspürte eine seltsame Anziehungskraft. Da wurde er von einem starken Sog erfasst und mit einem Ruck in den Weltraum geschleudert, wobei er eine weitere Mauer aus Pappe durchstieß! Selbst die Erde als Ganzes war also nur eine Illusion, Teil einer Welt aus verschachtelten künstlichen Realitäten immer größeren Ausmaßes.

Kerr sah sich um und traute seinen Augen kaum. Er schwebte tatsächlich im Kosmos - ohne Raumanzug, ohne Sauerstoff, ohne ein Schiff! Nein, ein Mensch war er sicherlich nicht mehr, doch nach wie vor ein beseeltes, von unbändigem Willen gesteuertes Wesen.

Alle Planeten des Sonnensystems waren für ihn jetzt zum Greifen nahe. Er wusste, schon der Wunsch, sie zu besuchen, könnte ihn augenblicklich zu ihnen befördern. Sogar die Hunderte Lichtjahre weit entfernten Sterne schienen ihn einzuladen. Aber wollte er denn überhaupt dahin und was sollte er dort tun? Mehr und mehr zweifelte er am Sinn seiner gegenwärtigen Existenz. Er war einfach nicht zum Weltraumtouristen geboren. Traurig blickte er auf die Erde hinab. Aus dem All betrachtet, wirkte sie klein und zerbrechlich, unwichtig und überflüssig, bloß wie ein flüchtiger Gedanke im Gehirn des Universums. Doch sie war seine Heimat. So winzig und unbedeutend sie auch schien, sie war das Ziel seiner Sehnsucht. Heimweh beschlich ihn. Er wollte zurück in sein Land, zurück in sein früheres Leben. Er fühlte sich einsam und entwurzelt.

Je länger David nachdachte über all das, was ihm widerfahren war, desto weniger behagte es ihm. Wie viel Zeit mochte inzwischen vergangen sein, seit er das Anwesen in T. verlassen hatte? Wie war er in jenen sonderbaren Strudel der Ereignisse geraten? Und wem gehörte diese verschachtelte Welt?

Irgendetwas hatte in dem Haus in T. ein höchst merkwürdiges Experiment in Gang gesetzt, dessen Fortschreiten er nicht aufhalten konnte. Eine Barriere nach der anderen hatte er durchbrochen, und jedes Mal hatte sich die so gewonnene Freiheit als trügerisch erwiesen. Sollte am Ende die ganze Welt in Wahrheit nur die Spielwiese eines kindlich launischen, unbegreiflichen Wesens sein? Wie würde sich denn wohl ein zweidimensionales Geschöpf in der Ebene eines Blattes Papier fühlen, wenn ein Menschenkind jene Fläche mit Buntstiften bemalte? War Kerrs neue Welt vielleicht nichts anderes als die Zeichnung eines vier- oder mehrdimensionalen Wesens? Er mochte nicht mehr weiterdenken. Die Theorie, dass ein halb verfallenes Haus die Pforte zu einer höheren Dimension sein sollte, war einfach zu absurd.

Starr blickte David zu den fernen Sternen hin. In diesem dunklen, eisigen Weltall war kein Platz für ihn, und ein ewiges, planloses Umherirren erschien ihm noch schlimmer als der Tod. Sein Wille steuerte auf die Sonne zu. Im selben Moment spürte er ein Fallen, tief und endlos durch schwarze Schichten der Nacht. Er kehrte zurück durch die äußeren Hüllen des Planeten Erde, stürzte durch die Wolkendecken geradewegs auf eine Landmasse zu. Ein Ort wurde unter ihm sichtbar - erst eine bebaute Fläche, dann einzelne Straßenzüge und Häuser, schließlich eine große Villa in einem Park. Krachend durchstieß Kerr das Dach dieses Gebäudes und landete unsanft, aber unversehrt in seinem gemütlichen Bett,

das nur ein Knarren von sich gab.

Erleichtert wachte er auf. Alles war bloß ein böser Traum gewesen, einer dieser Flug- und Fallträume, die ihn in letzter Zeit immer öfter heimsuchten. Erlöst sprang er aus den Federn, lief eilends zum Fenster und riss es auf. Oje! Draußen lachte hämisch die knallgelbe Sonne mit ihren gemalten, nadelfeinen goldenen Strahlen. Der Albtraum war nicht vorbei - im Gegenteil! Er hatte gerade erst begonnen.

David war in eine Endlosschleife verbannt, aus der es kein Entrinnen gab. Er war wie das Strichmännchen auf einem Möbiusband, wie die Maus im Laufrad. So fiel er wimmernd auf die Knie und betete darum, dass der Schöpfer jener Welt ihn aus seiner Zeichnung ausradierte oder sein widerwärtiges Machwerk eines Tages vernichtete.

*In einer vierdimensionalen Welt
malt ein untalentiertes Kind
ein naives Bild auf eine
dreidimensionale Leinwand.*

Der Herr der Pillen

In den modernen Zeiten,
da hat man viel zu leiden.
An manchem Leiden ist nur schuld
der viel gepriesene Körperkult.

Wer nicht jung und schlank und schön,
sollte gleich nach Hause gehn.
Wer nicht jung und schön und schlank,
der ist ja fast unheilbar krank.
Wer nicht schön und schlank und jung,
läuft unnütz auf der Welt herum.

Wer nicht nach Ruhm und Reichtum strebt,
der hat weiß Gott umsonst gelebt!
So oder ähnlich denken viele,
die mahlen mit der Lifestyle-Mühle.

Wer nicht Geld hat oder Macht,
über schale Witze lacht,
auf Partys geht und sich betrinkt,
in Oberflächlichkeit versinkt,
zur Erbauung Pillen schluckt,
zu Discomusik rhythmisch zuckt,
sich alle seine Falten glättet,
den Bauch bei dem Chirurgen plättet,
Gewichte stemmt, bis dass er schwitzt,
und auf Designermöbeln sitzt,
der Mode folgt als Sinn des Lebens -
dem sagt man nach, er leb' vergebens.

So greift er um sich überall -
der Wahn nach Perfektion total.
Wer in sein will, muss schon was tun,
darf nicht untätig nur ruhn,
muss sich im Fitnessstudio quälen,
beim Essen Kalorien zählen,
sich schminken und die Haare färben,
für Markenkleidung gratis werben,
am Computer Tasten drücken,
im Internet der Welt entrücken,
fernsehen bis zum Hirnerweichen,
schneeweiß sich die Zähne bleichen,
im Sonnenstudio sich verbrennen,
jeden Trend sofort erkennen,
bis zum Qualmen beider Socken
atemlos durch Wälder joggen.
Schlagwort Kommunikation:

ständige Verständigung
per Handy über ganz Banales.
(Du nervst die andern und bezahlst es!)

Bis in der Erde letzten Winkel
greift jetzt schon der Lifestyle-Dünkel.
Wenn Oma nicht mehr ganz taufrisch,
dann findet sie nun sicherlich -
und da mach ich jede Wette -
ganz schnell die passende Tablette.

Ist sie zu dick, wird sie gleich dünner.
Ist sie zu alt, wirkt sie gleich jünger.
Für Opa gibt's dank Wunderpillen
bald Haare, die die Glatze füllen.
Fett und Falten werden schwinden,
's Gedächtnis wird sich wiederfinden.

Nüchternheit trotz Alkohol -
wirf Pillen ein und dir ist wohl!
Statt Depression nur Heiterkeit,
Schluss mit Schlaf und Müdigkeit!
Kein' Hänger mehr, bist stets bereit,
bist auch potent auf Lebenszeit.

Gibt es irgendein Problem?
Das war damals, ehemdem.
Was du dir wünschst, das wird geschehn -
musst nur zur Apotheke gehn.

Genieß dein Leben ohne Verdruss!
Tabletten gibt's im Überfluss.
Schmeiß einfach ein paar Pillen ein,
dann wirst auch du bald glücklich sein.
Kein Mensch muss heute noch verzagen.
's gibt Pillen für alle Lebenslagen.

* * *

Kein Wunder also, dass hienieden
dem Apotheker ist's beschieden,
ein großartig Geschäft zu machen
mit all den fabelhaften Sachen,
die's gibt bei ihm und nur bei ihm,
um Leute wieder aufzubauen.
Da ist es klar, dass vor der Türe
sich die Kunden stauen.

Welch eine Menschenmenge!
Welch maßloses Gedränge!
Die ganze Stadt steht draußen Schlange.
Dem Apotheker wird fast bange.

Ganz mulmig ist ihm ob der Massen.
Sollte er's nicht besser lassen,
die Lifestyle-Pillen zu verbreiten,
so dass die Menschen sich bescheiden?

Doch nein! Zu sehr lockt ihn das Geld,
wenn es an der Türe schellt,
wenn das Glöckchen blechern bimmelt
und kurz darauf die Kasse klingelt.

»Es ist so weit! Lass sie herein!«,
hört man den Apotheker schrein.
Sein Gehilfe rennt hervor
und öffnet ungestüm das Tor.

Die Kundschaft, sie besetzt den Raum.
Und dem Chef war's wie ein Traum.
»Ich bin Ihnen gern zu Willen
und ich hab die besten Pillen.«

Am Abend dann - es ist schon spät -,
kaum dass der letzte Kunde geht,
setzt der Apothekenhüter
vom Tagewerk erschöpft sich nieder.
Obgleich ihn schmerzen seine Glieder,
findet er schnell das Lachen wieder.

»Herrjemine! Heut war was los,
aber mein Gewinn ist groß.
Der ganze Ort war auf den Beinen,
um sich bei mir hier zu vereinen.
Oh, ich kann es ja kaum fassen -
so viel Profit und volle Kassen!
Manch einer gäb' sein letztes Hemd.«
»Sie tun es für den Lifestyle-Trend«,
wirft der Gehilfe zaghaft ein.
»Mein Problem soll das nicht sein!«,
erwidert da entzückt der Chef.
»Ich beherrsch's aus dem Effeß.
Erst wenn all ihre Börsen leer,
kommt auch zu mir dann keiner mehr.«

* * *

Der Apotheker ward's bald leid,
dass ihm verblieb gar keine Zeit:
von früh bis spät im Laden stehn,
die Kunden auf die Nerven gehn ...

Nach einem Jahre war er dank
des großen Interesses krank
und es warf ihn nun gar nieder

ein äußerst schlimmes Nervenfieber.

Doch sein Geschäft war ihm sehr wichtig;
daher befand er es für richtig,
seinem Gehilfen, diesem Dummen,
den ganzen Laden aufzubrummen.

»Du hast ja lang g'nug mitgemacht.
Gib mir auf all die Pillen Acht!«
Sprach's und gab ihm dann den Schlüssel,
bevor er spuckte in die Schüssel.

* * *

Der Gehilfe konnt's genießen,
musst's erst mal mit Sekt begießen,
dass er jetzt nach des Alten Willen
der Herr war über alle Pillen.

Am nächsten Morgen aber dann -
noch bevor die Kundschaft kam -
verließ ihn jäh sein ganzes Glück
durch ein gar peinlich Missgeschick:
Von dem Regal an einer Wand
fällt ihm aus seiner müden Hand
'ne Packung mit 'nem Kopfschmerzmittel.
Dragées rolln über seinen Kittel.

Er beugt sich nieder, hebt sie auf -
so nimmt das Unglück seinen Lauf.
Sein Hinterteil, obgleich er schlank,
rammt plötzlich einen großen Schrank,
und aus den Schubladen allen
kommt die Medizin gefallen,
als ob's von oben Pillen regnet.
Noch nie ist Schlimmeres ihm begegnet.

Auf dem Boden liegen bunte,
eckige, ovale, runde
Pillen weit verstreut herum.
Es ist nur wahrlich allzu dumm,
dass der Gehilfe nicht mehr wusste,
wie er sie deklarieren musste.
Des Verstands beinah beraubt,
legt er die Hände auf sein Haupt.

Was hilft nun gegen Magenkrämpfe?
Was lindert bloß die Blähungsdämpfe?
Ist dies hier gegen Impotenz
oder gegen Pestilenz?
Hilft jenes gegen Rachenkratzen
oder lässt es Haare wachsen?

Was glättet denn die Falten alle?
Was bessert die Funktion der Galle?
Was ist für Nieren, Darm und Blase?
Was wehrt dem Schnupfen in der Nase?
Ist dies ein Abführmittel pur
oder 'ne Verjüngungskur?
Was unterstützt ein schwaches Herz?
Das war ja wohl ein schlechter Scherz!

Es hatte noch nicht mal begonnen,
schon war'n die Hoffnungen zerronnen.
Was sollte er denn jetzt nur machen
mit den ringsum verstreuten Sachen?

Sollte er den Chef gleich fragen,
den so sehr die Nerven plagen?
Sollte er den Laden schließen
und sich das Geschäft vermiesen?
Sollte er den Laden sprengen
und sich an einem Baum erhängen?

Nein, er war der Profis einer,
und so schlau wie er war keiner.
Er würde nicht so schnell verzagen
und es aus dem Stegreif wagen -
öffnet die Tür mit frohem Pfiff.
Er hat alles fest im Griff.

»Hereinspaziert, kommen S' alle her!
Sorgen gibt es nimmermehr.
Ich berat Sie wie gewohnt,
so dass sich der Einkauf lohnt.«

Der Förster, er hat's arg im Rücken,
läuft unter Schmerz, kann sich kaum bücken.
Der Gehilfe tat sich schwer.
Wo nahm er Rheumamittel her?

Der Name stand zwar auf der Liste,
die Packungen war'n in der Kiste,
aber die Kisten waren leer,
neu abgepackt war gar nichts mehr,
und was im Regal gelegen,
lag noch auf dem Boden eben
und war dank dem Gehilfen Tollpatsch
ein einziger Tablettenmatsch -
ungeordnet, durcheinand',
Zweck und Name unbekannt.

Doch der Gehilfe gab nicht auf,
nahm 'ne Verwechslung auch in Kauf
und gab dem Förster in die Hand

'ne Pille, passend zum Gewand,
auf dass die dunkelgrünen Pillen
die Schmerzen in den Knochen stillen.

Und so ging es munter weiter:
Der Adlatus lachte heiter,
gab die grauen Pill'n dem Greise,
für den Bäcker gab es weiße,
für die Feuerwehr die roten,
die gelben für des Postamts Boten,
die blauen nahm die Polizei. -
Der Spuk war damit nicht vorbei.

Jedermann bekam zum Teste
ein Mittel, passend zu der Weste.
Und der Adlatus, überfordert,
hat neue Medizin geordert,
doch man belieferte ihn nie.
(Streik bei der Pharmaindustrie!)

Ob Gärtner, Kaufmann, Architekt -
es half nur der Placeboeffekt.
Und Irrtümer, die gab es reichlich.
Das Chaos, das war unausweichlich.

* * *

Nach elf, zwölf Wochen kam zum Glück
der Apotheker dann zurück,
noch etwas wacklig in den Knien.
Man sah ihn aus dem Laden fliehn.
Als er bemerkte, was geschehen,
hat er das Unheil kommen sehen ...

Während er rasch nach Hause lief,
hörte er, wie man ihn rief:
»Herr Apotheker, helfen Sie!
Nun bin ich ja so fett wie nie;
dabei wollt' ich schlanker werden.
Stattdessen hab ich Herzbeschwerden.«

»Herr Apotheker, helfen Sie!
Jetztühl ich mich so alt wie nie.
Anstatt dass meine Falten schwinden,
werde ich wohl bald erblinden.«

»Herr Apotheker, helfen Sie!
Mein Kopf ist nun so kahl wie nie.
Ich freute mich auf neues Haar -
jetzt fühle ich mich sonderbar.
Mein Puls geht schnell, mein Mund ist trocken,
kann nur noch in der Stube hocken.

Jeder Schritt tut mir so weh,
wenn ich aus dem Hause geh.
Bei der Hexe schwarzem Kater!
Ich brauch vielleicht einen Psychiater.«

»Herr Apotheker, o weh, o weh!
Bin schlapp und müd' wie eh und je,
hab weiter Frust
statt Liebeslust,
und es plagt mich allenfalls
um Mitternacht ein steifer Hals.«

Da kam der Förster angelaufen.
Ja, es war zum Haareraufen!
»Herr Apotheker, helfen Sie!
Mein Rücken schmerzt mich so wie nie.
In der Apotheke droben
hat Ihr Gehilfe mich betrogen.
Statt Rheumamittel gab er mir
diese grünen Pillen hier.
Zwar will mein Rücken nicht gesunden,
doch meine Warzen sind verschwunden.
Ihr Adlatus, möcht ich wetten,
vertauschte sicher die Tabletten!«

Der Apotheker wohl vernahm,
was da von allen Seiten kam,
mit bitterm, argem Unbehagen,
was sich zuvor hat zugetragen,
was der Gehilfe ausgebrütet,
als er daheim das Bett gehütet.

Der Apotheker war entrüstet,
nach Mord hat es ihn gleich gelüstet.
Wie konnte nur der dumme Junge
mit der flotten, losen Zunge
die Kunden an der Nas rumführen
und ihr Wohlergehen riskieren?

Es würde den Patienten allen
'ne Strafaktion wohl gut gefallen.
Er wollte gleich zu ihr'm Entzücken
das Bürschchen in die Wüste schicken,
ihm 'ne Rechte erst verpassen
und ihn hernach fristlos entlassen.

Der Apotheker, wutentbrannt,
ist zum Geschäft zurückgerannt.
Doch der Gehilfe hat's bedacht,
hat aus dem Staube sich gemacht
und sich versteckt bei einer Feier,
die stattfand an des Dorfes Weiher -

der beste Platz zum Untertauchen.
(Er konnte etwas Glück gut brauchen!)

Indes die rachsücht'gen Patienten
wollten selbst das Blättlein wenden
und über den Gehilfen richten -
es gelang ihnen mitnichten.

Der Eintopfmix aus alten Fetten,
Gemüse, Pilzen und Tabletten
und Wiesenpflanzen aus den Auen
hätt' den Adlatus umgehauen.

Er wäre sicher nicht gestorben,
nur hätt' den Magen sich verdorben
und sich dann auch mal krank gefühlt.
Doch leider - wie das Leben spielt -
war sinnlos alles schlechte Kochen,
da der Gehilfe sich verkrochen.

Stattdessen kam von ungefähr
der Apotheker nun daher.
Ohn' Argwohn aß er mit Genuss
den leckeren Willkommensgruß.
Dann folgte das, was folgen muss:

Der Apotheker, der noch schwächlich,
aß den Eintopf auf gemächlich,
fühlte sich bald wie bekifft,
denn es wirkte schnell das Gift.
Ja, bei der Konstitution
reichen kleine Mengen schon
und des Menschen Lebensfunke
erlischt in der Tomatentunke.

Dem Apotheker ward gar übel,
sein Kopf fiel in den Eintopfkübel.
Er starb ganz still und auf der Stelle. -
Den Laden führt nun sein Geselle.

Und die Moral von der Geschicht:
Trau deinem Apotheker nicht!

Requiem

In dunklem, kaltem Schatten
hab ich den Tag verbracht.
Vom Mondlichte, dem matten,
bin nachts ich aufgewacht.
Alles war wie immer,
als Schlimmes mir geschah.
Der Mond warf seinen Schimmer
ins Zimmer - mir ganz nah.

In meinem Sessel saß ich,
war eingeschlafen schon.
Die Wanduhr, sie vergaß mich,
blieb stehen mir zum Hohn.
Der Zeit stockte der Atem.
Es wurde heller bald.
Die Sonne schien zu laden
zum Wandern - mir war kalt.

Sie strahlte wirklich gleißend,
doch wärmte sie mich nicht.
Die Sonne, Glück verheißend,
lenkte ab ihr Licht.
Verlor mein Gottvertrauen,
wusst' nicht, wie mir geschah,
traf Wesen, solche grauen,
die nie vorher ich sah.

Von diesen düstern Leuten
bin einer ich - bei Gott!
Doch was hat's zu bedeuten?
Bin ich vielleicht schon tot?
Ich konnte sie nicht zwingen
zu sagen, wer sie sind.
Materie zu durchdringen
gelingt auch mir geschwind.

Ohne Durst und Hunger
lauf ziellos ich umher.
Und einen sanften Schlummer,
den brauch ich nimmermehr.
Die Nacht senkt ihre Schwingen.
Ich steh vor meinem Haus.
Was meiner harrt da drinnen,
mal ich mir schrecklich aus.

Ich durchquer die Mauer
und danach die Wände.

Mich überkommt ein Schauer.
Ich lege meine Hände
auf einer Türe Klinke.
Ich steh vor meinem Raum.
Es scheint, dass ich versinke
in einen fernen Traum.

Vielleicht sitzt in dem Sessel
mein Leib in ew'ger Ruh.
Der Angst eiskalte Fessel
schnürt mir die Kehle zu.
Ich drück die Klinke nieder.
Gewissheit will ich jetzt!
Es zittern mir die Glieder,
der Anblick mich entsetzt.

Ich sehe meine Leiche,
die Augen trüb und weit.
Von mir selbst ich weiche,
alles in mir schreit!
Mein Auge ist gebrochen,
die Seele ist befreit,
steif sind meine Knochen.
Die Uhr verschweigt die Zeit.

Das Leben ist entwichen,
ging plötzlich über Nacht.
Es ist so schnell verstrichen,
zu schnell in Anbetracht
der vielen, vielen Dinge,
die ich noch nicht beendet,
die ich auch nie vollbringe,
wenn's Schicksal sich nicht wendet.

Doch wie soll es sich wenden?
Mein Los, es ist bestimmt.
Mein Dasein hier wird enden,
ein anderes beginnt.
Schon fühl ich mich ermatten.
Ich blicke auf das Fenster.
Gehüllt in dunkle Schatten
erscheinen nun Gespenster.

Weshalb sie mich beehren,
ist mir ganz unbegreiflich.
Und wie sie sich vermehren!
Mein Tod ist unausweichlich.
Konturen von Gestalten,
die mich selbst kopieren,
im Raume herrisch walten
und über mich regieren.

Ums Herz wird mir viel enger.
Auf schmalem Grat ich wander.
Die Schatten werden länger,
sie fließen ineinander,
vereinen sich zu Schaum,
verfinstern dann das Zimmer.
Ich fall in einen Traum -
den Traum, der währt für immer.

Der Tod kommt angeschlichen
im schwarzen Kleid der Nacht.
Die Farben sind verblichen,
ein fades Grau erwacht.
Schatten liegen tonnenschwer
auf meinem Haupt, dem kalten,
und meinen Augen, starr und leer.
Ich gehe zu den Alten.

Dieses Gedicht ist eine Zusammenfassung und Fortsetzung der Kurzgeschichte »Im Schatten« aus »Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band I« (Anm. v. T. D. M.).

Weihnachts(schauer)märchen

Es war einmal eine große Familie, die in einem kleinen, der Welt entrückten Häuschen am Rand eines dunklen Tannenwaldes wohnte.

Der Großvater hatte im vergangenen Herbst die Frau verloren und war seither stets traurig und zerstreut. Der einstmals so lebenslustige Alte war über Nacht vergreist. Gramgebeugt schlich er durch das Gebäude, den Flur entlang, ewig hin und her. Seine Augen waren trüb, seine Blicke schienen in weite Ferne zu schweifen, und manchmal sah er dort wohl Dinge, die sonst niemand sah. Sein Schlurfen, das monotone Geräusch der schweren Pantoffeln, die schneller waren als die Füße, und seine verworrenen Reden, mahnende Vorboten eines schwindenden Verstandes, erfüllten nun das vom Kummer der Familie geprägte Haus.

Die Türen quietschten lauter, die Fenster klemmten und der Boden knarrte, seit die Großmutter heimgegangen war. Ihre Fröhlichkeit hatte den Raum erhellt, wenn Düsternis am Horizont hervorkroch, und sie hatte die Zimmer erwärmt, wenn sich hinter den dichten Gardinen Eisblumen mit gierigen, kalten Tentakeln an die Glasscheiben klammerten. Als die Großmutter gestorben war, hatte das Herz des Hauses aufgehört zu schlagen.

Der Vater besserte das Dach aus, strich die Fensterrahmen, reinigte den Kamin, legte neue Dielen und tapezierte die Wände. Es war, als ob er mit all der Flickschusterei in erster Linie Omas Andenken wachhalten wolle, denn in letzter Zeit arbeitete er rastlos und wie besessen an dem alten Haus, obwohl die Familie unlängst beschlossen hatte, bald umzuziehen.

Die Mutter kümmerte sich um alles. Sie kochte, putzte, nähte und weinte. Sie weinte jämmerlich um ihre Mutter. Sie weinte beim Kochen, Putzen und Nähen, und auch die selbst gebackenen Plätzchen schmeckten salzig ob ihrer nie versiegenden Tränen.

Die Kinder litten unter der gedrückten Stimmung. Sie vermissten die heiteren Großeltern, und wenn sie lachten, dann lachte keiner mit ihnen. Oh, es war ein freudloses Weihnachtsfest für Sohn und Tochter! Sie war ja erst vier, ihr Bruder war acht, und beide verstanden die Welt nicht mehr.

Am Morgen des 24. Dezember ging der Vater in den Wald, um eine Tanne zu schlagen. Ohne sein Wissen folgte ihm die kleine Tochter, und sie rannte unversehens in ihr Unglück, denn als der Baum fiel, begrub er das arme Mädchen unter sich. Der Vater sah durch die dunkelgrünen Zweige ihr goldenes Haar schimmern und lief entsetzt zu ihr hin. In den Himmel schrie er seine Verzweiflung, und nur die verblassende Mondsichel war Zeuge, als er heulend und dem Wahnsinn nahe auf der Stelle zusammenbrach.

Wenig später erhob er sich in der Absicht, seine Tochter unter dem Baume hervorzuziehen, um ihr eine würdevollere letzte Ruhestätte zu geben. Wo aber war ihr zerschmetterter Körper hin? In ihrem dicken roten Mantel hatte sie reglos dagelegen! Er hatte ihr blondes Haar glänzen sehen! Spielte das gleißende Licht der Morgensonne ihm etwa einen bösen Streich? War es in Wirklichkeit bloß ein Trugbild der geliebten Tochter gewesen? Tollte sie vielleicht gerade fröhlich mit ihrem Bruder im verschneiten Garten herum und versuchte einzelne Schneeflocken einzufangen, die der garstige Nordwind aus noch kälteren Gefilden herwehte?

Hoffnungsvoll rief der Vater nach ihr, doch wie laut er auch rief - sie war nirgendwo hier draußen. Das Töchterlein blieb unauffindbar. So schnell ihn die müden Füße trugen, lief er nach Hause und die Angst begleitete ihn. Verzweifelt berichtete der Unglückselige seiner Frau von den ebenso schrecklichen wie unheimlichen Geschehnissen. Sie brach daraufhin sofort in Tränen aus und eine gerade begonnene Nadelarbeit entglitt ihren zitternden Händen. Durch den neuen Verlust wurde ihr Schmerz nun gänzlich entfesselt.

Der senile Opa, der sich auf der Suche nach seinem Sohn in kindischer Vorfreude auf Weihnachten einstweilen selbst in den Wald begeben hatte, schleppte unterdessen einen wundervoll gewachsenen Baum herbei, obwohl dies seine zusehends schwindenden Kräfte eigentlich bei weitem überstieg. Als die beiden Männer gemeinsam die Tanne aufgestellt hatten, entdeckte der Vater an einem der oberen Zweige ein gelocktes goldenes Haar! Der kalte Schweiß stand ihm angesichts der schrecklichen Erkenntnis auf der Stirn: Sie hatten genau den Baum zum Weihnachtssymbol bestimmt, der nur wenige Stunden vorher das Leben des jüngsten Familienmitglieds ausgelöscht hatte!

Stillschweigend trottete der Vater davon. Zu viel Kummer war über ihn und seine Lieben gekommen; zu seltsame Dinge waren passiert. Er konnte und wollte dieses Dasein nicht länger ertragen. Stundenlang stapfte er durch den dichten Wald. Mit der sinkenden Sonne gingen schließlich auch seine Kräfte zur Neige, und irgendwo im tiefen weißen Schnee

legte er sich nieder. Sein Körper wurde kälter und leichter ward ihm ums Herz, als die versiegende Lebensenergie seine Sinne mit sich fortriss. Bald zogen dunkle Wolken heran und herabrieselnde Flocken bedeckten seine sterbliche Hülle.

Daheim heulte die Mutter gellend, eine Lache von salzigen Tränen zu ihren Füßen. Der Tannenbaum sog gierig die Flüssigkeit ein und fing an zu wachsen. Sein Stamm bildete neue, kräftige Wurzeln aus, die die morschen Dielen durchbohrten und von dem baufälligen Haus Besitz ergriffen. Sein Wipfel reckte sich keck immer weiter in die Höhe, durchstieß zuerst die Zimmerdecke und kurz darauf das notdürftig reparierte Dach. Die Äste des schaurigen Weihnachtsboten schwangen sich durch das ganze Gebäude, zersplitterten alle Fensterscheiben und brachten die bröckelnden Wände zum Einsturz.

Mutter und Sohn liefen um ihr Leben, rannten in panischer Angst die knarrende Holztreppe hinab und stürmten aus dem Gemäuer, das nur noch eine Ruine war. Der Großvater aber wachte im Wohnzimmer, wie wenn er die Heimstatt seiner verstorbenen Frau verteidigen müsste. Als die beiden zurückblickten, sahen sie das Haus zusammenfallen. Unter den staubigen Trümmern wurde der Opa begraben.

Im Garten sank die Mutter hin. Innerhalb eines Vierteljahres hatte sie all ihre Lieben verloren. Die Trauer wurzelte so tief in ihr, dass nichts und niemand sie davon befreien konnte. Sie raufte sich die blonden Haare, denen das Mondlicht, das aus den Wolken hervorbrach, einen grauen Schimmer verlieh. Unentwegt flossen Tränen, die sich zu einem sprudelnden Quell zu ihren Füßen vereinigten. Sie aber konnte nicht anders als weinen, jammerte und wimmerte immerzu. So schwoll die Quelle an zu einem Bach und der Bach zu einem Fluss. Bald bildete sich ein reißender Strom. Am ersten Weihnachtsfeiertag schwammen Mutter und Sohn in einem unstillen hin und her wogenden Meer aus Zähren.

Das Kind flehte seine Mutter an, endlich mit dem Heulen aufzuhören. Doch sie weinte den ganzen Tag, bis sie sah, dass nun auch ihr Sohn um sein Leben kämpfte. Die Kräfte verließen ihn und er drohte im Ozean ihrer vergossenen Tränen zu ertrinken. Da endlich besann sie sich eines Besseren und wagte einen Neuanfang mit ihrem Jungen, dem Einzigen, den sie aus ihrem alten Leben noch retten konnte. Sie ergriff ihn, drückte ihn fest an sich und steuerte in Richtung Morgengrauen. Am zweiten Weihnachtsfeiertag trieb die Flut die beiden an ein grünes, von Blüten gesäumtes, glücklicheres Gestade, und sie begaben sich voller Hoffnung auf ein fröhlicheres Dasein an Land.

Gespräch mit einer Tapete

Sicher lagen auch Sie, mein hochverehrter Leser, schon einmal durch Fieber geschwächt danieder. Wenn jede Bewegung des kranken Körpers einen merkwürdigen Taumel verursacht, hütet man das warme Bett, in Regungslosigkeit verharrend, zwischen den weichen Federn beinahe wie auf Wolken schwebend. Das Gehirn spürt nichts vom Kampf des Immunsystems; es funktioniert nur etwas langsamer als sonst. Der zum Nichtstun verdamnte Geist will aber nicht ruhen. Daher driften die Gedanken in verstörende Träumereien ab und tauchen ein in bizarre Welten, die gänzlich verschieden sind von der alltäglichen. Wirklichkeit und Phantasie fließen ineinander und verwirren den Verstand, der mühsam zwischen beiden zu vermitteln sucht.

Ein rätselhaftes Fieber fesselte Lucy Bradshaw seit drei Wochen ans Bett. Ganz plötzlich war es aufgetreten - ohne ersichtlichen Grund. Hartnäckig verblieb es und wollte trotz Behandlung mit modernster Medizin nicht abklingen. Die Ärzte machten den Prüfungsstress dafür verantwortlich, doch Lucy hatte ihr Studium mit Leichtigkeit absolviert. Es hatte während all der vorangegangenen Semester nicht den geringsten Anlass zur Besorgnis gegeben, und kein Mensch war auf den abwegigen Gedanken gekommen, dass sie, die blitzgescheite, mustergültige Studentin, jemals mit irgendeiner geistigen Betätigung überlastet sein könne. So harrten Lucys Eltern ratlos am Krankenlager ihrer Tochter aus und fragten händeringend nach dem Warum, während die überforderten Mediziner den Fall als mittelschwer einstufte und offensichtlich auf die Selbstheilungskräfte der Patientin vertrauten. Die Bradshaws durften Lucy irgendwann aus der Klinik holen und mit nach Hause nehmen, was wohl bedeutete, dass man ihren Zustand für hoffnungslos hielt. Das seltsame Fieber, das weder steigen noch fallen wollte, nicht lebensbedrohend, aber genauso wenig der Genesung zuträglich war, hatte die Ärzteschaft schließlich an ihre Grenzen stoßen lassen.

In ihrem Zimmer im Hause der Eltern fristete Lucy fortan die langen Tage, die sich so zäh auszudehnen schienen, als ob in der Zwischenzeit andernorts Äonen vergingen. Fast reglos lag die junge Frau in ihrem Bett, bis zum Hals zugedeckt. Ihr Haupt lugte wie abgetrennt hervor. Die stumpfen blonden Locken reckten sich aus der tiefen Kuhle, die der erhitzte Kopf in das Kissen gegraben hatte, so als bäumten sie allein sich mit wilder Entschlossenheit gegen den unabwendbaren Untergang auf. Die wachsbleiche Stirn und die von dem Fieber und der andauernden Schwäche hohlen Wangen ließen Lucy derart leidend aussehen, wie wenn Freund Hein bereits seinen knochigen Finger an ihre Schläfe gelegt hätte. Ihre Gesichtsfarbe war außerordentlich blass, ebenso die trockenen, graurosa und schmal gewordenen Lippen. Ihre Nase, eigentlich von durchschnittlicher Größe und Gestalt, ragte jetzt mächtig hervor; die Knorpel hoben sich deutlich ab und die Nasenlöcher klafften wie Abgründe. Lucys Zähne hatten den Glanz verloren, ihre Zunge bewegte sich nur langsam. Die geschwellenen Lider klappten träge auf und zu wie alte Rollläden, wobei sie müde Augen bloß legten, deren verwaschenes Blau noch unbestimmbarer war als früher, und die dichten Wimpern, die jene schweren Lider säumten, warfen einen schwärzlichen Schatten auf die dunklen Augenränder, was das Bild des Siechtums abrundete.

Lucys Eltern nahmen die ungünstige Entwicklung mit Sorge wahr. Die Angst um das Wohlergehen ihrer einzigen Tochter war in der Tat berechtigt, denn es wollte einfach keine Besserung eintreten und der weitere Verlauf der unerklärlichen Erkrankung war völlig ungewiss. So blieb Mrs Bradshaw Nacht für Nacht wach, strickte und häkelte sich die Finger wund, und zwischendurch weinte sie bittere Tränen. Ihr Haar wurde zusehends grauer und tiefe Falten gruben sich in ihre hohe Stirn. Auch Mr Bradshaw gräzte sich mehr und mehr. Sein Gang wurde schleppend, seine Haltung krumm, und das Feuer schwand aus seinen dunkelbraunen Augen. Die frommen Eltern beteten zu Gott und den himmlischen Heerscharen und wurden nicht müde, einen Arzt nach dem anderen ins Haus zu holen. Doch das tückische Fieber trotzte jeder Behandlung und bedrohte Lucy wie ein lauernder Schatten.

* * *

Seit einer Woche fand Lucy keinen tiefen Schlaf mehr und schlummerte nur noch unruhig. Es schienen die Nächte immer länger zu werden, denn bei Tage döste sie ständig vor sich hin - mal eine halbe Stunde, mal eine ganze. Dazwischen dehnte sich die Zeit gehässig aus. Die Eintönigkeit des trüben Novemberwetters, die durch Langeweile und Bedeutungslosigkeit geprägten Abschnitte der von Schwächeanfällen und Kurzschlaf zerhackten Tage und das fortwährende Gefühl, kostbare Zeit zu verschwenden, quälten sie seelisch ebenso wie körperlich. Auch der sich

regelmäßig wiederholende Blick auf die Wanduhr hob ihre ohnehin trübselige Stimmung keineswegs. Die Zeiger krochen so arg träge - es war fast ein Wunder, dass sie sich überhaupt bewegten. Kaum merklich schleppten sich die Stunden dahin. Allein die wechselnden Lichtverhältnisse im Raum waren ein untrügliches Zeichen dafür, dass die Zeit verrann.

Lucy war immer gerne allein gewesen; daher hielt man es für das Beste, sie in Ruhe zu lassen. Meist ist Stille der Genesung ja sogar recht förderlich, bei ihr aber bewirkte sie eher das Gegenteil. Zu viele Tage hatte sie bereits einsam im Krankenbett verbracht. Sie sehnte sich nach jemandem, der ihr Gesellschaft leistete und mit ihr redete, doch seit die Eltern sich auf Lucys eigene Bitte hin zurückgezogen hatten, war nur noch selten ein Besucher bei ihr. Warum hatte sie bloß Vater und Mutter und all die anderen aus ihrem Zimmer verbannt? Mittlerweile wusste sie es selbst nicht mehr genau. Manchmal waren einfach zu viele Gäste auf einmal gekommen; manchmal war ihr schon einer von ihnen lästig gewesen. Vielleicht war es aber auch ihr überbordender Stolz, der sie zu jener törichten Bitte veranlasst hatte. Nein, sie wollte ganz sicher nicht, dass man sie so sah - ein Schatten ihrer selbst, die Stimme weinerlich und brüchig, zu tiefschürfender Konversation unfähig, schlapp und geistig matt, voller Traurigkeit und sich anbahnender Resignation.

Heute plagte sie zudem ein bohrender Kopfschmerz. Ihre Stirn war heiß und das Blut pochte in den Schläfen. Außerdem rauschte es leise in ihren Ohren. Rührte das vom Fieber her oder kam ein Geräusch von draußen herein und wurde nur durch die Fenster etwas gedämpft? Es schien sich dabei um ein Murmeln zu handeln, ein Gemisch aus Stimmen und Tönen, aus dem Lucy, als es lauter und konkreter wurde, einige Wörter herauszuhören glaubte. Da sprach jemand von »Luft« und »Gefahr«, von »Erde«, »fliegen« und »Tod«. Das Kauderwelsch, das so düsteren Inhalts war, machte ihr irgendwie Angst. Es verursachte ein Unbehagen und entfachte zugleich eine brennende Neugier, weshalb es ihr auch nicht gelang, die seltsam anmutenden Fetzen des Gesprächs einfach zu ignorieren. Doch woher kamen diese Stimmen? Schwatzten unten auf der Straße ein paar alte Leute angeregt und ohne Unterlass vom Treiben ihrer Bekannten und vom Schicksal ihrer Nachbarn? Aber die Wörter, die sie vernahm, klangen so hell und klar, fast flüsternd und dennoch ganz deutlich! Es war schier unmöglich, dass sie von draußen hereindrangen. Um sich zu vergewissern, entschied Lucy kurzerhand, gemächlich aufzustehen und aus dem Fenster zu schauen.

Langsam zog sie die Bettdecke zurück. Als sie sich auf die linke Seite drehte, wurde sie von einem starken Schwindelgefühl erfasst. Kaum ließ es wieder nach, brachte sie sich mit ihren schwachen Armen in die Sitzposition, wobei sie erneut ein Taumel überkam. Sie starrte auf ihre zitternden Knie. Würden diese Beine sie überhaupt noch tragen? Lucy holte tief Luft und fuhr mit einem Ruck auf.

Wacklig stand sie nun auf ihren nackten Füßen und mit äußerster Anstrengung ging sie unsicher Schritt für Schritt zum Fenster. Sie drohte zusammenzusinken, doch sie quälte sich tapfer vorwärts. Schließlich erreichte sie mit Müh und Not das Ziel, und es war eine Erleichterung, sich wenigstens auf das Fensterbrett stützen zu können. Sie öffnete den rechten Flügel und lehnte sich erwartungsvoll nach vorn, aber der Gehweg war menschenleer, und außer einem Trupp von Arbeitern, der sich in der Ferne an einer Baustelle zu schaffen machte, war weit und breit niemand zu sehen, obgleich noch immer das klar vernehmliche Gemurmel von irgendwoher schallte.

Enttäuscht blickte sie hinunter auf die Straße. Ein grauweißer Dunstschleier verlieh den Häusern gegenüber ein phantastisches, beinahe gespenstisches Aussehen. Die verzierten Giebel wirkten unheimlich und finster, die Dächer glänzten feucht und die Ornamente an den Friesen und Gesimsen der Fassaden waren rissig und alles andere als schmückend. Die nasskalte Luft legte sich Lucy schwer auf die Brust. So schloss sie das Fenster und tappte zurück zu ihrem Bett. Durch den unnützen körperlichen Einsatz ihrer letzten Kräfte beraubt, schlief sie auf der Stelle ein.

* * *

Als Lucy erwachte, war der Tag weit fortgeschritten. Das matte Licht, das die herannahende Dämmerung ankündigte, verriet, dass inzwischen viele Stunden verflossen waren. Lucy hatte lange geschlafen, sich dabei aber keineswegs erholt. Wie Blei lagen ihre Hände auf den weißen Laken. Ihr brummte der Schädel. Müde schaute sie umher und prüfte aus reiner Gewohnheit, doch bar wirklichen Interesses jeden erdenklichen Winkel des quadratischen Raumes. Mit einem Blick streifte sie die Schränke, die Couch und den Schreibtisch, den Teppich, die Lampe und die Gardinen. Alles war unverändert. Woher also kamen jene Stimmen, die sie dermaßen belästigten und beunruhigten? Die Straße konnte man als Herkunftsort getrost ausschließen; hier im Zimmer befand sich aber nichts, was dazu geeignet war, Töne zu erzeugen. Waren die unheildrohenden Worte eine akustische Sinnestäuschung?

Lucy starrte die dem Bett gegenüberliegende Wand an und stutzte. Warum bloß hatte sie in all den Jahren nicht bemerkt, was es mit der dort angeklebten Tapete auf sich hatte? Ihre offensichtliche Unfähigkeit, aus den sie

umgebenden Dingen das Wesentliche herauszufiltern, verwunderte und entsetzte sie fast noch mehr als das, was sie da sah. Hatte sie das eigenartige Muster denn gar so oberflächlich betrachtet? Die grau-weißen Konturen und Schattierungen auf der Wandverkleidung bildeten Linien, Kreise und Wellen. Alle meinten, dies sei einfach eine florale Verzierung. Doch mittendrin entstand wie aus dem Nichts das Profil eines greisen Mannes mit fliehender Stirn, eindrucksvoller Hakennase, geschwungenen Lippen, kleinem rundem Kinn, verkrüppelten Ohren, die wie Schnecken wirkten, und wirrem, gelocktem Haar. Lucy sah seinen Mundwinkel zucken und vernahm wieder klar einige furchteinflößende Wörter! Neben dem betagten Herrn tauchte alsbald eine weitere, ähnlich groteske Person weiblichen Geschlechts auf. Ihre winzigen schwarzen Augen stachen hervor, die Wangen waren breit und verformt, und die Nase der bizarren Figur saß schräg und etwas seitlich versetzt in dem sonderbaren Gesicht. Ihr Haupt war von Wellenlinien gekrönt, was an Illustrationen der Medusa erinnerte. Rechts von ihr wurde der Kopf eines Jünglings sichtbar; allerdings fehlte dem perfekt proportionierten Profil die Stirn. Schließlich kam der Umriss eines riesigen Hundes mit nur einem einzigen ausgefranstem Schlappohr zum Vorschein. Nach und nach versammelten sich unzählige jener zweidimensionalen Wesen auf der Tapete. Oben unter der weiß gestrichenen Zimmerdecke schwebte ein krummer Turm mit schiefem Fundament und einer völlig verschwundenen mittleren Etage, und ein paar wundersame Blüten zierte die unwirkliche Landschaft.

Diese eigenartige Welt, die sich quasi auf der Wandverkleidung manifestierte, nahm Lucy gefangen. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie das Gefühl, Zeuge eines einmaligen und unermesslich wichtigen Ereignisses zu sein. Sie durfte teilhaben an der Erweckung einer unbekannten Gesellschaft, die sich bisher vor aller Augen hinter jenem Muster verborgen hatte, und sie zweifelte nicht daran, dass auf sämtlichen Tapeten der Welt geheime Gemeinschaften ein verstecktes Dasein führten.

Plötzlich verstummte das allgemeine Geschnatter und der greise Mann in der Mitte ergriff beherzt das Wort.

»Sie da in Ihrem Bett! Hallo, Sie! Ja, ich meine Sie, Miss!«, rief er unwirsch und deutete mit seiner Hakennase auf Lucy, die darob sehr erschrak und zaghaft den Finger auf sich selbst richtete. »Meinen Sie etwa mich?«, vergewisserte sie sich.

»Natürlich meine ich Sie, mein Kind!«, ereiferte sich der Alte ungehalten. »Sehen Sie hier vielleicht noch jemand Körperlichen?«

»Körperlich?«, fragte Lucy zögernd. Sie konnte mit jenem Begriff wenig anfangen.

»Sie sind der einzige Körper in diesem Raum«, erklärte der Wortführer nun versöhnlich. »Wir sind ja nur Flächen - platte Wesen ohne Tiefe, ihrer dritten Dimension beraubt.«

»Man hat Ihnen die dritte Dimension gestohlen?« Lucy meinte im Klang seiner Stimme einen Ausdruck von Wehmut und tiefer Traurigkeit zu erkennen. »Wie konnte das geschehen? Wer hat es getan?«, hakte sie ungläubig nach.

»Oh, das ist eine lange Geschichte, Miss«, sagte der flache Mann niedergeschlagen, »und niemand will sie wirklich hören.«

»Ich möchte erfahren, was mit Ihnen passiert ist«, widersprach Lucy. Den Vorwurf, desinteressiert zu sein, wollte sie ganz gewiss nicht auf sich sitzen lassen.

»Überall auf der Welt harren wir geduldig in Mustern aus«, fuhr der Greis fort. »Wir lauern aufmerksam auf Stoffen, Bodenbelägen und Tapeten. Stets warten wir darauf, mit jemandem in Kontakt treten zu können, der uns Glauben schenkt und Anteil nimmt an unserem schweren Schicksal. Wenn wir aber schon mal einen fanden, der uns beachtete, und wenn dieser später anderen Körperlichen von unserer Existenz berichtete, dann brachte man ihn fort und sperrte ihn in ein weiß getünchtes Zimmer, wo unsere Anwesenheit unverzüglich entdeckt worden wäre.«

»Nun, Sir«, unterbrach Lucy den bedrückten Mann, »sagten Sie nicht gerade, dass Sie sich sehnlichst wünschen, dass man Notiz von Ihnen nimmt?«

»Oh ja, das tun wir!«, versicherte er. »Doch früher endeten die meisten Begegnungen mit Körperlichen für uns tödlich. Man hat einfach unsere Flächen zerrissen und uns zerstört. Daher ziehen wir es mittlerweile vor, uns nur mehr vertrauenswürdigen Körpern zu zeigen.«

Diese Erklärung leuchtete Lucy ein, und es schmeichelte ihr ungemein, dass die seltsamen Wesen gerade sie ausgewählt hatten. Also wollte sie den großen Erwartungen, die man bestimmt in sie setzte, auch vollends gerecht werden.

»Bitte erzählen Sie mir, was Ihnen zugestoßen ist«, ermutigte sie den alten Herrn, der sich auf der Wandverkleidung hinter all den verschlungenen Linien verbarg.

»Schreckliches ist uns widerfahren, entsetzliches Leid kam über uns«, begann der Flächenbewohner zu berichten. »Nun ist es unser Los, für immer auf Länge und Breite reduziert zu sein und zweidimensional in Mustern zu hausen!« Da hob er an zu weinen und Lucy sah aus seinen Augen einen hellen Kreis heraustreten, der an der Tapete hinablief. »Ich weiß,

was wir taten, war falsch«, räumte er ein. »Was dann aber mit uns geschah, was wir uns sozusagen selbst zufügten, übertraf die pessimistischsten Prognosen, die schlimmsten Visionen und alles bisher Dagewesene. Es bannte uns auf Flächen und machte jede Materie zunichte. Der Tod wäre besser für uns gewesen! - Ein Zeitalter nach dem anderen ist unterdessen verstrichen, und heute, Äonen später, haben wir uns mit diesem schäbigen Dasein abgefunden. Wie gerne würden wir unsere Fehler rückgängig machen! Doch das wird niemals möglich sein. Deshalb besteht unsere Existenzberechtigung allein darin, Sie vor den Experimenten zu warnen, die uns unumkehrbar ins Verderben stürzten.«

»Welche Experimente meinen Sie?«, fiel Lucy dem Greis erschrocken ins Wort. Der mahnende Unterton in seiner Stimme weckte in ihr ein Unbehagen, wenn nicht sogar Angst.

»Wir waren zu überheblich, dachten, Wissenschaft und Fortschritt hätten uns zu Göttern gemacht«, klagte der Alte. »Unsere Fähigkeiten schienen unbeschränkt zu sein«, schwärmte er stolz von den Errungenschaften seiner offenbar an ihrem übermäßigen Ehrgeiz gescheiterten Gesellschaft. »Wir beschäftigten uns mit den grundlegenden Naturgesetzen, erforschten das All zur Gänze und beeinflussten seine Entwicklung nach unseren Vorstellungen. Diese Experimente führten uns an die Grenzen des Möglichen und bald überschritten wir sie: Wir simulierten im Labor die Entstehung eines Universums. Alsdann hinterfragten wir die Vierdimensionalität der Raumzeit. Wir begannen unsere Experimente auf den Hyperraum auszudehnen. Zu Anfang bescherte uns die Arbeit auf jenem Gebiet ungeahnte Erfolge. Unser Wissen über Erde und Kosmos war umfassend, der daraus resultierende Gewinn für die Gesellschaft unschätzbar. Wir durchquerten die Galaxis in Nullzeit. Wir reisten durch Raum und Zeit. Wir waren die Herrscher des Weltalls!«, jammerte der Greis, erschöpft und sichtlich in Nostalgie versunken.

Da meldete sich die seltsame Frau mit den funkelnden schwarzen Augen zu Wort, und ihre großen Nasenlöcher schrumpften und weiteten sich abwechselnd, während sie sich aufregte: »Was hat uns die Macht denn letztendlich gebracht? Was nützt uns jetzt das Wissen über die fernen Sternsysteme und den Urknall, wo wir hier zeitlebens an der Tapete kleben? Ich weiß noch gut, wie es anfang. Mitten im heißen Sommer war es, als wir merkten, dass etwas nicht stimmte. Überall in der Stadt bildeten sich Risse in den Straßen und unsere Roboter arbeiteten Tag und Nacht, um die entstehenden Spalten zu schließen.«

»Ich sah das Unheil zum ersten Mal nahen, als ich Freunde besuchen ging«, schaltete sich der stirnlose Jüngling ein. »Der Weg hatte sich verlängert. Ich brauchte fast die anderthalbfache Zeit, um die gleiche Strecke zurückzulegen.«

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Lucy verwirrt. Was die drei seltsamen ebenen Gestalten da erzählten, erschien ihr reichlich absurd.

»Die Erde blähte sich auf, meine Liebe!«, fiel die Frau gereizt ein.

»Die Gravitation verlor ihre Kraft«, erklärte nun der alte Mann. »Blätter, die der Wind aufwirbelte, verschwanden einfach in den Weltraum. Die Atmosphäre löste sich von dem Planeten! Nur mit Hilfe unserer hoch entwickelten Atemmasken gelang es uns, dies zu überleben.«

»Meine Katze ist elendig erstickt«, trauerte die Frau mit der schrägen Nase. »Dann hob sie ab und flog hinauf in den schwarzen Himmel wie alles, was nicht im Erdboden verankert war. Oh, es war so schaurig! Die Haftpfeifen meiner Nachbarin versagten eines Tages - den Anblick werde ich nie vergessen. Ihr Wehgeschrei klingt mir bis in alle Ewigkeit in den Ohren.«

»Die Erde entfernte sich von der Sonne. Sie raste durch die Milchstraße wie ein Geisterplanet«, berichtete der Jüngling betrübt.

»Ach, wäre es wenigstens auf unser Sonnensystem beschränkt geblieben!«, klagte jetzt wieder der Greis. »Doch allmählich griff das Phänomen auf andere Sternsysteme über, und bald riss es nicht nur die gesamte Galaxis, sondern auch das ganze Raum-Zeit-Gefüge auseinander.«

»Nun flunkern Sie aber! Das Universum existiert ja selbst heute noch, und das seit immerhin ungefähr fünfzehn Milliarden Jahren«, warf Lucy zweifelnd ein. Die Leute aus der zweiten Dimension wollten ihr offensichtlich einen Bären aufbinden.

»Fünfzehn Milliarden Jahre! Hahaha!«, lachte daraufhin die versammelte Schar.

»Was sind schon fünfzehn Milliarden Jahre!«, rief der Greis erheitert.

»Wollen Sie etwa behaupten, dass Sie aus einer Zeit vor dem Urknall stammen?«, entrüstete sich Lucy kopfschüttelnd.

»Es gab keine Zeit vor dem Urknall«, belehrte sie der Alte.

»Das weiß ich auch!«, entgegnete Lucy trotzig. »Aber wie soll ich Ihre Ausführungen denn sonst verstehen?!«

»Wir lebten in einer anderen Welt, die der jetzigen ziemlich ähnlich war«, meinte er. »Wir zerstörten sie - zwar nicht mutwillig, doch wir taten es mit eigener Hand.«

Lucy hatte kein Interesse mehr an den von Selbstmitleid und Reue triefenden Moralpredigten. Sie wollte eigentlich nur

herausfinden, wie die hoch entwickelte Gesellschaft auf der Tapete gelandet war. »Wohin trieb denn nun diese aufgeblähte Erde in jener aus den Fugen geratenen Welt?«, begehrte sie zu wissen.

»Sie brach auseinander und löste sich in ihre Bestandteile auf. Alles zersetzte sich: die Sterne und Planeten, jeder Körper, selbst Moleküle und Atome. Es blieb bloß eine Suppe aus Masse und Strahlung - und unserem Geist.« Beinahe beschwörend sagte der Alte: »Ein solch überragender Geist wie der unsere verpufft nicht einfach im Nirgendwo! Mochte auch das Licht erloschen sein, so irrten wir eben körperlos durch den Kosmos auf der Suche nach einem geeigneten Platz für ein letztes Experiment.«

»Was für ein Experiment?«, fuhr Lucy erschrocken in die Höhe. Aufrecht saß sie jetzt in ihrem Bett. Ihr fiebernder Körper war schweißnass und kalt. Sie starrte auf die Tapete an der gegenüberliegenden Zimmerwand, wo der greise Mann in ruhigem Ton seinen Bericht fortsetzte: »Das ultimative Experiment diente der Erschaffung eines neuen Universums aus dem energiegeladenen Schaum - dem Chaos, das wir hinterlassen hatten.«

»Wie ein Phönix aus der Asche!«, schoss es Lucy durch den Kopf. »Wir sind aus Ihren Überresten entstanden?«, empörte sie sich.

»So könnte man es nennen, jedoch der Begriff ist nicht besonders nett«, wiegelte die Frau ab. »Wir halfen kräftig nach bei der Geburt dieses Weltalls. Sie sind sozusagen unsere Kinder und die Erde ist unser Haus. Also passen Sie gut darauf auf!«, forderte sie barsch.

»Sie sind eigennützig allesamt!«, rief Lucy verstimmt, denn sie hegte einen dunklen Verdacht. »Sie schufen dieses Universum nicht, um anderen Spezies die Chance zu geben, die Sie den Mitbewohnern in Ihrer alten Heimat vorenthielten. Nein! Sie gedachten sich in jenem neuen Weltraum selbst niederzulassen und diesen ebenso zu beherrschen wie ehemals!«

»Vortrefflich geraten, Miss!«, krächzte der Greis.

»Wie wahr, meine Liebe!«, bestätigte die Frau.

»Doch etwas ging schief!«, folgerte Lucy.

»Unsere Berechnungen waren fehlerhaft«, räumte der Jüngling ein.

»Das Experiment nahm einen unerwartet chaotischen Verlauf«, jammerte die Frau. »Kein Wunder! Schließlich gab es keine Testreihe, keine Möglichkeit für Nachbesserungen. Alles musste beim ersten Mal gelingen.«

»Und es ist uns ja geglückt, oder?«, ermunterte der Greis die Kranke zu einem Lob.

Lucy Bradshaw aber war zu müde und zu schwach. Das Gespräch mit den sonderbaren Leuten auf der Tapete hatte sie viel Kraft gekostet. Schlaff sank sie in die Kissen zurück.

»Wir haben zwar eine räumliche Dimension verloren, doch unser Geist ist lebendig und unsterblich!«, rief der Jüngling keck dazwischen. Lucy mutete es fast wie eine Drohung an.

»Seien Sie uns nicht böse, wenn unser Verhalten etwas grob und herablassend war«, sagte der Greis versöhnlich. »Es war sehr nett, mit Ihnen zu plaudern. Wir würden das gerne irgendwann fortführen.«

»Ja, ja!«, pflichteten die anderen ihm bei und der Hund mit dem einen Schlappohr bellte.

»Wir müssen Ihnen noch etliches mitteilen, Miss«, kündigte der Alte an. »Wir werden Ihnen erklären, welche Experimente gefährlich werden könnten und von welchen Dingen die Menschheit besser die Finger lassen sollte, denn wird die Tür in unsere Heimatwelt erst einmal geöffnet, dann setzt auch hier die unvermeidliche Zerstörung ein und pflanzt sich bis in den letzten Winkel des Kosmos fort.«

»Für heute ist es genug«, unterbrach ihn die Frau. »Siehst du nicht, dass das Mädchen Erholung braucht?«

»Ich werde mich gern wieder mit Ihnen unterhalten«, versprach Lucy. »Auf unsere Wissenschaftler und die Entwicklung neuer Technologien habe ich allerdings keinen Einfluss. Ich glaube, da sollten Sie sich an jemand anders wenden - an führende Physiker, Politiker und so weiter ...« Das Sprechen fiel ihr immer schwerer. Sie wollte noch etwas sagen, aber die Zunge gehorchte ihr nicht mehr. Die Lippen klebten förmlich zusammen und ihr drehte sich alles vor den Augen.

»Was haben Sie nur, meine Liebe?«, hörte Lucy die sorgenvolle Stimme der Frau.

»So reden Sie doch, Miss!«, forderte der Alte.

»Kann man Ihnen irgendwie helfen?«, fragte der junge Mann.

Lucy schloss die Augen. Ihr kranker Körper herrschte bald über ihren Willen. Wie gelähmt lag sie in ihrem Bett. Tausend Farben schwirrten ihr durch den Kopf und Bilder zogen eilends vorbei. Die Stimmen drifteten weg von ihrem Ohr und vermischten sich zu einem Hintergrundgeräusch, das mit dem Pulsieren der Adern in ihrem schmerzenden Schädel eins wurde.

Vier Wochen später saß Lucy aufrecht am Bettrand. Zum ersten Mal seit Monaten fühlte sie sich halbwegs gesund. Das Fieber war mittlerweile gefallen, und die Ärzte meinten, dies sei ein gutes Zeichen und die Krisis der heimtückischen Krankheit sei nun endgültig überwunden. Man hatte ihr sogar die Erlaubnis erteilt, aufzustehen und etwas im Zimmer auf und ab zu gehen, wovor ihr aber ein wenig graute, denn die vielen Wochen, die sie nur liegend, träumend und schlafend verbracht hatte, mussten unweigerlich an ihren Kräften gezehrt und Spuren hinterlassen haben.

Erwartungsvoll drehte Lucy den Kopf nach rechts. Sie richtete ihre Blicke auf die gegenüberliegende Wand und prüfte die Tapete. Als hätte es gerade erst stattgefunden, so lebendig war die Erinnerung an das Gespräch, das sie in der schlimmsten Phase ihrer Krankheit mit den seltsamen zweidimensionalen Wesenheiten geführt hatte. Noch immer sah sie die Konturen der Gesichter genau vor sich und die einprägsamen Stimmen klangen ihr in den Ohren. Wie oft hatte sie in den vergangenen Tagen, seit sich ihr Zustand stetig besserte, nach den selbst ernannten Göttern Ausschau gehalten! Doch so intensiv sie auch das florale Muster betrachtete, es wollte ihr nicht mehr gelingen, in den Linien, Kurven und Schattierungen menschliche Züge zu erkennen. Fast beruhigend wirkte auf sie die Erkenntnis, dass dies alles letztlich nur ein Hirngespinnst war, ein von dem quälend langen und hoffnungslos anmutenden Siechtum hervorgerufenes Wahngelbilde. Die Unterhaltung mit den grotesken Gestalten entpuppte sich im Nachhinein als Gespräch mit einer Tapete, und Lucy musste jetzt, wo sie nüchtern darüber nachdachte, über sich selbst lachen, denn mit diesem Lachen vertrieb sie ihre Furcht. Seit Tagen sagte sie sich, dass die Fieberphantasie bloß eine Manifestation ihrer eigenen Todesangst gewesen war.

Lucy erhob sich vorsichtig. Sie spürte die Schwäche ihres abgemagerten Körpers. Um die kleine Welt ihres Krankenzimmers wenigstens in Gedanken für ein paar Minuten verlassen zu können, tappte sie, noch etwas wacklig auf den Beinen, zum Fenster. Endlich würde sie wieder in die Ferne schauen und nicht nur bis zu den grauen Fassaden vis-à-vis! So trat sie hin und sah hinab auf die Straße.

Ihre Knie begannen zu zittern. Eiskalt wurden ihre Hände. Die Adern pochten in ihren Schläfen. Befand sie sich denn tatsächlich auf dem Wege der Besserung oder erlitt sie gerade einen schweren Rückfall in Gestalt eines neuen, völlig real wirkenden Fiebertraums? Entsetzt ließ sie ihre wachen Blicke rastlos die Straße entlangwandern - von Westen nach Osten, hin und her, von einem Horizont zum andern. Die beunruhigenden Bilder prägten sich ihr unauslöschlich ein, als sie ohnmächtig hinsank. Nie wird sie sie vergessen: überall feine Risse im Boden, auf den Gehwegen und der Fahrbahn, zahllose Bautrupps, die breitere Spalten verfüllten, das brüchige Mauerwerk der gegenüberliegenden Häuserzeile - Abgründe, so weit das Auge reichte.

Vorsicht! Bissige Nachbarn!

Entlang einer von grünen Hecken gesäumten Straße liegen prächtige Villen hinter dichtem Laubwerk versteckt. Schmucke, frisch verputzte Fassaden schauen ehrwürdig aus der Ferne herüber. Efeu rankt sich an den Eingangstoren und leuchtende Blumenbeete verzieren behagliche Vorgärten. Doch auf einem der glänzenden Messingschilder blitzt folgende Warnung: »Vorsicht! Bissige Nachbarn!« Ist dies bloß ein makaberer Scherz oder aber ein ernst gemeinter Ratschlag, den anscheinend feindseligen Anwohnern besser aus dem Wege zu gehen?

Margery und Timothy Clay standen in der Dämmerung am Fenster und blickten voller Argwohn auf das unheimlich anmutende Haus ihrer Nachbarn. Das düstere, verwitterte Gemäuer, das nur mehr eine mit gierigen Schlingpflanzen bedeckte Ruine war, bildete den Mittelpunkt eines herrschaftlich angelegten Parks, der von Unkraut überwuchert war und von riesigen, uralten Bäumen in kühlen, dunklen Schatten getaucht wurde. Seit ihrem Einzug vor einigen Wochen beobachteten die Clays schauernd und dennoch wie gebannt den Nachbargrund, obgleich es anfangs schien, als ob das Anwesen seit einer Ewigkeit verlassen und vergessen wäre und seinem unaufhaltsamen Untergang entgegensehe. Langsam vor sich hin rostend, kündete das stets verschlossene Tor bereits auf den ersten Blick davon, dass hier niemand mehr willkommen war. Doch die Clays hatten schon in so mancher Nacht ein dumpfes Rumoren gehört, das offenbar aus den halb verfallenen Mauern bis zu ihnen in das hübsch eingerichtete Heim drang, und sie hatten einen matten, flackernden Lichtschein in der baufälligen Villa ausgemacht, so als werde ein Kerzenleuchter im Hause herumgetragen. War es denn möglich, dass in diesem von Einsturz bedrohten Gebäude wirklich noch Leute wohnten? Und wenn nicht, woher kamen dann die eindeutig vernehmbaren Laute?

Timothy harnte am Küchenfenster aus. Sein sehniger Körper bebte vor Erregung. Mit aufgerissenen Augen starrte er auf das gegenüberliegende Anwesen, und eine ungesunde Mischung aus Neugier und Angst bemächtigte sich seiner.

»Sieh nur!«, rief er seine Frau mit dünner hoher Stimme. Die beleibte Margery lief sofort herbei.

»Es ist ganz eindeutig«, bestätigte sie. »Jemand hat eine Fackel oder etwas Ähnliches angezündet.«

»Da ist ein Poltern«, meinte er. »Es klingt, als würden schwere Kisten durch das Gemäuer geschleift.«

»Ja, Tim, das Geräusch stammt gewiss aus der Ruine«, entgegnete sie und fügte misstrauisch hinzu: »Unsere Nachbarn sind anscheinend sehr exzentrisch. - Ob sie schon lange hier leben?«

»Das nennst du leben?« Clay lachte höhnisch. »Die haben ja nicht mal Strom! Tagsüber gehen sie nie aus und nachts hantieren sie bloß in diesem ungemütlichen Haus herum. Was werden das wohl für Leute sein?!« Er konnte nicht verhehlen, dass die unbekannten Anwohner eine große Faszination auf ihn ausübten, obgleich er bisher noch keinen von ihnen zu Gesicht bekommen hatte.

»Ich möchte lieber nicht allzu viel von ihnen wissen«, warf Margery nachdenklich ein. »Solange sie uns in Ruhe lassen, sollen sie meinetwegen tun, was sie wollen.«

»Bissige Nachbarn!«, murmelte Timothy.

»Was hast du gesagt?«, fragte sie nach.

»Ist es dir nie aufgefallen?«, staunte Clay. »Dieses Warnschild an ihrem Eingangstor mit der Aufschrift ›Vorsicht! Bissige Nachbarn!‹? Man kann es doch wirklich nicht übersehen!«

»Ich hab's gelesen und gedacht, das sei irgendein Scherz«, erwiderte sie stirnrunzelnd. »Vielleicht haben sie es selbst angebracht, um etwaige Besucher abzuschrecken.«

»Das werde ich eines Tages herausfinden«, versprach er, »und dieser Tag ist nicht mehr fern.«

»Tim, sei vorsichtig!«, mahnte sie ihren Mann. »Nimm dich bloß in Acht vor ihnen! Wir kennen sie nicht. Wir haben keine Ahnung, was sie im Schilde führen.«

»Keine Angst, Marge!«, beruhigte er sie. »Mir wird bestimmt nichts zustoßen. Ich bin auf alles gefasst.«

* * *

Die Nachbarn der Clays legten in der Tat ein seltsames Verhalten an den Tag, das zu allerlei Vermutungen Anlass gab. Daher waren sie auch ständiges Stadtgespräch, obwohl eigentlich niemand irgendetwas Genaues von ihnen wusste. Sie

waren ebenso von Legenden umwoben wie ihre heruntergekommene Villa, die man »das Haus der Schatten« nannte, weil das dichte Blätterdach der mächtigen Bäume den weitläufigen Garten verdunkelte. Die Bewohner selbst bezeichnete man gemeinhin als »Gespenster in schwarzen Mänteln«, was natürlich auf ihre eintönige Kleidung anspielte. Vieles sprach jedenfalls dafür, dass sie ein Geheimnis hüteten und sich in mancher Hinsicht von den anderen Bürgern der Stadt unterschieden.

Wochen und Monate verstrichen, und Timothy wurde nicht müde, den sonderbaren Leuten von nebenan nachzuspüren. Jede freie Minute verbrachte er am Küchenfenster, aufmerksam und ohne ein Anzeichen von Langeweile auf das Nachbarhaus starrend. Margery nervte das sinnlose Treiben ihres Mannes, doch sie vermochte ihn weder durch Zureden noch durch Vorwürfe von seiner neuen Leidenschaft abzubringen. Er war gefesselt von diesen Menschen, die erst bei Einbruch der Dämmerung ihr Anwesen verließen, keinen Besuch empfangen und nicht einkaufen gingen. Eines Abends schließlich - es war fast Mitternacht - konnte und wollte Timothy seine Neugier nicht länger zügeln. Bestückt mit einer Taschenlampe und mit einem scharfen Küchenmesser bewaffnet, trat er vor seine Frau und setzte sie von seinem kühnen Vorhaben in Kenntnis.

»Ich gehe jetzt hinüber und sehe mich bei ihnen um«, meinte er ganz selbstverständlich.

»Warum bist du denn so darauf erpicht, in das Haus unserer Nachbarn einzusteigen?«, wunderte sich Margery. »Wir haben kein Recht, uns in ihre Angelegenheiten einzumischen.«

»Vielleicht doch!«, beharrte Timothy auf seinem Entschluss. »Sie könnten gefährlich sein oder den guten Ruf dieser Gegend schädigen. Wenn eine Straße erst ins Gerede kommt, dann wird jeder Anwohner, auch wenn er völlig normal und harmlos ist, an den Pranger gestellt. Wir waren ja damals in P... regelrecht gebrandmarkt! Ich will einfach nicht, dass so was noch mal geschieht.«

»Das passiert nicht wieder«, beschwichtigte sie ihn. »Es war ein einmaliger Vorfall. Die Wahrscheinlichkeit, erneut in so eine üble Sache hineinzugeraten, ist gleich null.«

Timothy aber ließ sich nicht beirren und wollte endlich herausfinden, was für eine Bewandnis es mit diesen Leuten hatte, die es für unnötig erachteten, ein Namensschild an der Tür anzubringen, und stattdessen lieber vor sich selbst warnten. Margery hingegen hielt die Idee, widerrechtlich in das Nachbarhaus einzudringen, für völlig abwegig. Es stand ja außer Frage, dass Timothy im Begriff war, sich nicht nur strafbar zu machen, sondern sich auch einer unberechenbaren Gefahr aussetzte, denn bei den eigenartigen Leuten stimmte offenbar etwas nicht. Im Ernstfall wäre er den Fremden hilflos ausgeliefert. Sie faselte etwas von »Hausfriedensbruch« und »unkalkulierbarem Risiko«, aber er wollte davon nichts hören. Zu guter Letzt beugte sie sich notgedrungen ihrem starrsinnigen Mann, und weil ihr sein Vorhaben für einen Einzelnen zu brenzlich erschien, biss sie in den sauren Apfel und begleitete ihren dickköpfigen Gatten auf dieser ungewissen Mission.

* * *

Der Park des Anwesens wirkte gespenstisch. Die Wurzeln der knorrigen Bäume traten aus dem Boden hervor und krochen durch den Garten. Der Vollmond blinzelte blass durch die Zweige der alten Buchen. Sein Licht wurde irgendwo in ihren hohen Kronen geschluckt, und die wenigen Strahlen, die auf die Erde trafen, verbreiteten kaum mehr als einen grauweißen Schimmer.

Zielstrebig steuerte Timothy Clay auf das Haus seiner Nachbarn zu. Margery folgte ihm widerwillig. Ein ungutes Gefühl - ein Mittelding zwischen Beklommenheit und tatsächlicher Furcht - beschlich sie und wuchs mit jedem ihrer kleinen, schnellen Schritte. Je mehr sie sich dem Gebäude näherte, desto ungestümer klopfte ihr Herz, und als sie bei der Vortreppe ankam, schien es fast zu zerspringen. Timothy dagegen betrat voller Tatendrang das Haus, als sei dies eine Selbstverständlichkeit. Mit der Taschenlampe leuchtete er in das Vestibül. Doch in welche Richtung er den Lichtstrahl auch lenkte - überall zierten Spinnweben die rissige Decke und die schmutzigen Wände.

»Was hast du erwartet, Tim?«, fragte Margery ihren Mann achselzuckend. »Es wirkt von innen genauso baufällig und verkommen wie von außen. Unsere Nachbarn legen vermutlich keinen allzu großen Wert auf Bequemlichkeit.«

»Wer kann sich denn in so einer Ruine wohlfühlen?«, wunderte sich Timothy.

»Unsere Nachbarn - wie du siehst!«, entgegnete Margery spöttisch. »Lass uns gehen, Timmy!«, bat sie eindringlich.

Clay durchschritt aufmerksam die Vorhalle. Er betrachtete das Bodenmosaik, das nur teilweise erhalten war, prüfte die Festigkeit der wurmstichigen Holztreppe, die in die obere Etage führte, und lief schließlich durch die einzige Tür, die offen stand. Vorsichtig und darauf bedacht, möglichst lautlos voranzukommen, schlichen die Clays einen dunklen, muffig riechenden Korridor entlang, wo ihnen ein feuchter, kühler Luftzug den Weg wies. Über steinerne Stufen

erreichten sie einen riesigen Keller mit einem hohen Tonnengewölbe. Der Mond schien durch winzige Maueröffnungen, die sich ringsum knapp unter der Decke befanden. Staubpartikel tanzten in zahllosen Lichtkegeln, die durch den Raum drangen und sich irgendwo in einem nebelhaften Schleier verloren.

Timothy und Margery trieb es weiter vorwärts, bis sie in einen noch tiefer gelegenen Keller gelangten. Dort trauten sie ihren Augen kaum! Der Boden war gewischt, die Wände mit orientalischen Teppichen behängt. An der Decke war ein mächtiger, glitzernder Kronleuchter angebracht. Und es standen da offene Särge, acht an der Zahl, blank poliert, mit edler roter Seide ausgeschlagen. Sie waren leer!

»Allem Anschein nach ist in diesem Haus nur die Gruft bewohnt«, stellte Margery mit Befremden fest.

»Da sind wir doch glatt auf ein Nest von Vampiren gestoßen!«, rief Timothy entgeistert. »Hier unten haben sie es sich gemütlich gemacht. Diese widerwärtigen Blutsauger haben wirklich Geschmack, das muss man ihnen lassen.«

»Ich dachte, die seien längst ausgerottet!«, staunte Margery. »Nach all den Hetzjagden ist es geradezu ein Wunder, dass es überhaupt noch ein paar von ihnen gibt.«

»Nun ist mir völlig klar, warum wir sie tagsüber nie trafen. Und diese Kisten, die im Korridor stehen, deuten wohl darauf hin, dass ihre Gemeinschaft bald Zuwachs an Mitgliedern bekommt. Deshalb räumen sie ständig ihr Mobiliar um. Ich wette, in der oberen Etage haben sie sich auf das Vorzüglichste eingerichtet.« Timothy lachte unbändig. »Haha! Vampire, ihr Herren der Nacht! Morgen ist eure Uhr abgelaufen.«

»Wie meinst du das, Tim?«, fragte Margery besorgt. »Du willst sie doch nicht töten, oder?«

»Ich werde sie allesamt von ihrem elenden Dasein befreien«, erklärte Clay. »Das ist eine Erlösung für sie und eine gute Tat für die Welt.«

»Sie tun mir fast ein bisschen leid«, warf Margery ein, »aber natürlich hast du recht. Wer will schon neben ihnen wohnen!«

Timothy, der sich selbst gern als erfahrener Jäger bezeichnete, hatte fürs Erste genug geforscht. Abgesehen davon, dass es einiger Vorbereitung bedarf, Vampire auszulöschen, ist es äußerst gefährlich, ihnen in den Nachtstunden aufzulauern. In der Dunkelheit kann selbst aus dem gerissensten Nimrod blitzschnell ein willenloses Opfer werden. Schließlich ist die Fähigkeit der Blutsauger, ihr Gegenüber mit einem hypnotisierenden Blick zu lähmen, über die Landesgrenzen hinaus berühmt-berüchtigt. Man vernichtet sie daher besser bei Tage, wenn ihr Durst gestillt und ihr Schlaf tief ist. Demnach schien es das Klügste, rasch von hier zu verschwinden, denn die Nacht war bereits weit fortgeschritten und bis zur Rückkunft der Untoten dauerte es bestimmt nicht mehr lange. So nahmen die Clays umgehend Reißaus.

* * *

Den folgenden Morgen verbrachte Timothy damit, seine Obstbäume auszuästen und aus dem Holz Pfähle herzustellen, die er geschickt anspitzte und nebeneinanderlegte. Als es Mittag war - die Kirchenglocke läutete mahnend -, packte er die todbringenden Waffen zusammen und begab sich mit Margery abermals in das Nachbarhaus. Die beiden liefen frohen Mutes und reinen Gewissens hinab in den Keller, wo die Vampire jetzt in geschlossenen Särgen ihrer endgültigen Bestimmung harreten.

Timothy machte nicht viel Federlesens mit der Reihenfolge. Gleich beim ersten Sarg, an dem er vorbeikam, hielt er an. Die Clays öffneten den Deckel und bestaunten den zur ewigen Unruhe Gebetteten.

»Wie gut das Blut der Lebenden seinen Körper konserviert hat!«, rief Margery bewundernd.

»Ja, sie halten sich verflucht jung«, pflichtete Timothy ihr bei.

Der Vampir war ein Herr in mittleren Jahren, mit einem vornehmen Gehrock bekleidet, die Lackschuhe poliert, die Hose aus feinstem Stoff, glatt rasiert, das schwarze Haar von Pomade glänzend. Sein Teint war etwas blass, doch straff und kaum runzlig. Nichts an seinem Aussehen verriet sein wahres Alter; nichts deutete darauf hin, dass er eigentlich ein Ungeheuer war. Er wirkte so harmlos, als sei er gerade erst sanft entschlafen.

»Die legendäre Dynastie der Vampire!«, hauchte Margery mit nicht geringer Ehrfurcht. »Vielleicht sind dies hier die Letzten ihrer Art.«

»Kein falsches Mitleid, Marge!«, brachte Timothy seine Frau zur Vernunft. »Sie herrschten lange und grausam. Ihre Leistung, das eigene Leben um Jahrhunderte oder gar Jahrtausende zu verlängern, ist bemerkenswert und nötigt mir Achtung ab. Aber vergiss nicht: Ihre Zeit ist abgelaufen. Im Übrigen würden sie uns ohne jede Reue aussaugen. Also sollten wir die Gunst der Stunde nutzen und ihrem unnatürlichen Treiben ein Ende bereiten.«

Mit diesen Worten nahm Clay einen Pfahl in die Hand, setzte ihn auf die Brust des Vampirs und rammte ihn mit ganzer Kraft in das Herz des Untoten, der sich daraufhin vor Schmerz aufbäumte. Schäumendes Blut quoll aus seinem bleichen

Mund, und seine glasigen, rötlichen Augen spiegelten den blanken Schrecken wider, gepaart mit einem Schuss Überraschung darüber, dass man ihn in dieser gottverlassenen Ruine letztlich doch noch aufgespürt hatte. Als bald sackte der Herr im Gehrock in sich zusammen und außer besagter Kleidung und etwas Staub blieb nichts von ihm übrig.

Nachdem die Clays sich von diesem aufwühlenden Erlebnis einigermaßen erholt hatten, knöpfte sich Timothy die anderen Vampire vor. Nach einer Stunde Gemetzel war das Haus endlich von den Untoten gesäubert.

»Ich bin froh, dass sie nun weg sind«, meinte Clay, erschöpft und erleichtert zugleich. »Es war harte Arbeit, aber sie wird sich lohnen.«

»Jetzt, wo du es sagst, gebe ich dir recht«, bestätigte Margery. »Ich mochte sie eigentlich nie richtig leiden. Es ist ja widerlich, Menschen den Saft auszusaugen!«

Timothy ließ sich auf einem der Särge nieder. Margery setzte sich neben ihn.

»Vor allem sind mir diese blutleeren Leichen, die sie zurücklassen, ein Gräuel«, begründete er seine Abneigung.

»Jawohl!«, stimmte sie ihm zu. »Da kannst du mit Rosmarin, Salbei und Thymian würzen - die Leute, von denen ein Vampir getrunken hat, verlieren einfach jeglichen Geschmack.«

Bilderwelten

Lassen Sie uns heute einen Krankenbesuch machen! Wir gehen gemeinsam in eine am Rand der Stadt gelegene psychiatrische Klinik, wo ein ehemals genialer Maler den Rest seines einst so farbenfrohen Lebens einsam unter lauter Verrückten fristet. Hört man ihm aufmerksam zu, beginnt man zu zweifeln, ob er wirklich wahnsinnig oder vielmehr nur ein bedauernswertes Opfer seiner eigenen Schöpferkraft ist; denn wie Sie sicher wissen, überträgt jeder Künstler stets ein Stück seines Selbst auf seine Werke, was letztendlich ihren Zauber bewirkt. Kommen Sie also mit und seien Sie unbefangen.

Betreten wir den Park der Anstalt! Ist er nicht gemütlich? Auf den gepflegten Wegen stehen weiß getünchte Bänke, es gibt schattige Bäume und leuchtende Blumenrabatten. Allein die Spaziergänger in ihren Morgenmänteln stören das Idyll und die Herren im weißen Kittel, die sie teils streng, teils mitleidig bewachen. Sehen Sie da drüben die riesige Linde? Dort traf ich ihn vor einigen Jahren, als ich hier selbst eine Insassin war. Jeden Mittag sahen wir uns unterm Lindenbaum, spazierten um seinen Stamm herum und genossen den betörenden Duft der Blüten. Dann setzten wir uns auf eine dieser zahllosen weiß gestrichenen Bänke und vertrauten einander all unsere Geheimnisse an. Sonst war da ja niemand, mit dem zu reden sich lohnte, denn alle waren komplett verrückt: die Ärzte, die Pfleger, sämtliches Personal, sogar der Koch, der bloß drei Gerichte zubereiten konnte, die er allerdings, zu seiner Ehrenrettung sei es gesagt, stets im Wechsel auf den Tisch brachte. Auch um die anderen Patienten stand es nicht gut. Wir beide waren in der Tat die einzigen geistig Gesunden in diesem Irrenhaus.

Wo bist du, Louis? Aha, neuerdings hat es dir die knorrige Eiche angetan. Hallo, mein Freund! Wie geht es dir? Hoffe, du hast in dieser jämmerlichen Gesellschaft noch nicht den Verstand verloren. Sieh mal, hier ist jemand, der deine Geschichte hören will. - Kommen Sie näher, mein lieber Leser! Schauen Sie sich diesen Mann an, seine beeindruckende Statur, die kräftigen Arme und die feinen Hände, diese geschickten Hände, die leider nicht mehr so funktionieren wie früher. - Louis, du bist alt geworden. Hast jetzt beinahe etwas Würdevolles. Deine Adlernase ist immer noch bedrohlich, aber deine Zähne sind ziemlich verfault. Kein Wunder bei dem miesen Fraß, den sie dir tagtäglich vorsetzen. Du bist blass. Warum sitzt du auch ständig im Schatten! Seit ich hier raus bin, kümmert sich keiner mehr um dein Wohlergehen. - Nun, mein Leser, haben Sie keine Scheu! Sehen Sie Louis in die Augen, blicken Sie in jene tiefschwarzen Augen und dann sagen Sie mir: Kann dieser Mann lügen, kann er wahnsinnig sein? Nein, ganz gewiss nicht! Hören Sie nur aufmerksam zu. - Los, Louis, erzähl meinem Leser die Geschichte von der Welt, die du selbst gemalt hast! (Louis öffnet die Augen, richtet sich auf und seine Hände regen sich. Er räuspert sich. Dann will er beginnen, doch seine Stimme versagt und er hustelt bloß vor sich hin.) Na, bist anscheinend ein bisschen erkältet! Das Wetter war in den letzten Wochen aber auch grässlich. Wenn du einverstanden bist, berichte ich stellvertretend für dich. Und wenn ich irgendwas durcheinanderbringe, hebst du einfach mahnend den Finger, so dass ich innehalten und noch mal überlegen kann. Abgemacht? Abgemacht!

Louis war Kunstmaler und meines Erachtens einer der besten, die es je gegeben hat. (Das sagte sogar der einzige Kritiker, der sich eingehend mit seinem Werk befasst hatte.) Alles, was Louis schuf, schien plastisch und beweglich. Wenn man seine Gemälde betrachtete, tauchte man darin ein. Seine Bilder hingen nicht nur an der Wand - sie lebten und sie öffneten die Pforte zu einer anderen Welt. Beim flüchtigen Hinsehen zeigten sie nichts Besonderes. Da waren Landschaften und seltsam anmutende Leute, die eigenartigen Gesellschaftsspielen nachgingen, miteinander redeten oder sich zu Festen trafen und meistens eine sonderbare blaue Flüssigkeit tranken. Diese Szenen wiederholten sich ständig. Man sah stets dieselben grünen Hügel, saftige Wiesen mit bunten Tupfen, in silbrig glänzende Gewänder gehüllte Personen, die einen vieleckigen Ball durch die Gegend rollten oder es zumindest versuchten, eine Frau mit langem blauem Haar, die jenen Tee servierte, und vor seiner Staffelei einen Maler, der eine gewöhnliche Jeans und einen weißen, mit Farbkleckschen verschmutzten Kittel trug, die Palette in der linken, den Pinsel in der rechten Hand hielt und an einem Bild arbeitete, das genau das darstellte, was er gerade erlebte.

Fragen Sie mich nicht, mein aufmerksamer Leser, wie viele Werke dieser Art Louis anfertigte. Ich kann nur sagen, er malte immerzu und nie etwas anderes als weitere Szenen aus demselben Zyklus. Die meisten Leute fanden seine Bilder langweilig. Kaum einen Blick verschwendeten sie daran und gähnend liefen sie vorbei. Doch glauben Sie mir! Man hat Louis unrecht getan. Was er schuf, war lebendig. Wenn ich seinen Gemälden den Rücken zukehrte, dann hörte ich die

Figuren tuscheln und kichern, und ich vernahm jenes knackende Geräusch, das der riesige eckige Ball beim Rollen von sich gab. Manchmal sah ich, wie sich Schatten bewegten, wie Wolken über die Leinwand zogen, wie das Gras sich im Wind wiegte, wie Regentropfen glitzernd herabfielen, wie der Pinsel des Malers das innere Bild vervollkommnete. Und ich roch die frische Farbe! Ich vermag nicht zu sagen, warum die anderen Louis' Werken nichts abgewinnen konnten. Wahrscheinlich waren sie einfach zu oberflächlich. Die wollten Kenner sein - dass ich nicht lache!

Eines Tages, es war an einem nebligen Novembermorgen, als ich mich wieder einmal in der Betrachtung eines Gemäldes erging, hatte ich den Eindruck, dass der Maler auf der Wiese sich langsam, ja kaum merklich zu mir umdrehte. Ich erschrak ein wenig, denn bisher hatte ich noch nie beobachtet, dass eine der Figuren sich regt. Wie gebannt starrte ich auf den Kopf des Künstlers. Mein Herz schlug wild. Ich kannte diesen Mann: Es war Louis! Plötzlich wandte er sich ruckartig um und streckte flehend den Arm nach mir aus. Seine Hand ragte aus dem Bild, das nun eine nach außen gewölbte Oberfläche hatte, weit heraus. Unwillkürlich ergriff ich seine mit Farbe verschmutzte Rechte. Und ehe ich mich's versah - es war wirklich, wie wenn man einen Schalter umlegt -, war ich er und er war ich!

Da stand ich nun inmitten jener sonderbaren Gesellschaft und wusste nicht, wie mir geschah. Ich befand mich zwar noch in meinem eigenen Körper, aber ich trug den weißen Kittel meines Freundes und hatte Palette und Pinsel in der Hand. Die anderen schienen die äußerliche Veränderung nicht zu bemerken und hielten mich offenbar für Louis.

»Spielen Sie doch eine Runde Würfelballmurmeln mit uns!«, forderte mich ein blonder Jüngling im silbernen Anzug zum Mitmachen auf.

»Ich glaube, ich mag diesen Sport nicht«, wich ich aus.

»Dann trinken Sie eine Tasse Tee!«, bot mir die Frau mit dem langen blauen Haar an. Ihre Augen verbreiteten ein gleißendes, blauweißes Licht und ihre Haut schimmerte azurn. Sie reichte mir eine gläserne Tasse, die die Form eines Würfels hatte. - Die Tasse war leer.

»Wo ist der Tee?«, fragte ich erstaunt.

Da legte sie ihre Hand auf das Gefäß, woraufhin sich aus ihren Fingerkuppen eine bläuliche Flüssigkeit ergoss.

Angewidert ließ ich die Tasse fallen und rief entsetzt: »Soll ich vielleicht Ihr Blut trinken? Und mich am Ende auch noch blau färben?«

»Das ist kein Blut - es ist mein Saft! Ich bin doch kein Mensch, sondern nur eine Pflanze in humanoider Gestalt.« Ihre Stimme hatte einen süßen, verlockenden Klang.

»Sie sind eine seltsame Blume!«, widersprach ich lautstark.

»Der Würfelball will nicht rollen!«, jammerte indessen der blonde Junge. »Louis, tun Sie mir den Gefallen und malen Sie den Hügel etwas steiler.«

»Ich kann nicht malen!«, beteuerte ich aufrichtig. Freilich wollte mir das unter diesen Umständen niemand glauben.

»Sie haben's schon so oft getan, warum nicht noch mal?«, bat der Hübsche. Ich habe aber nicht das geringste Talent zum Zeichnen; daher blieb sein Wunsch unerfüllt.

»Früher, als unser Land so herrlich flach war, gab es all die dummen Spiele nicht!«, schimpfte ein älterer, ergrauter Herr, der sich bewusst abseithielt und bei dem Treiben missbilligend zusah. »Das ist alles Ihre Schuld!«, fuhr er mich an. »Sie haben die Hügel in die Welt gesetzt, den Wettkampf und das Murmeln.«

»Ich?«, rief ich fassungslos.

»Natürlich Sie! Wer denn sonst?! Sie verändern ja ständig die Dinge mit Ihren unseligen Bildern. Verflucht sei derjenige, der Ihnen das Malen beigebracht hat!« Darauf entfernte er sich wutschnaubend.

Ich wandte mich an die Frau, die meinte, eine Pflanze zu sein: »Ist es wahr, dass Louis' - äh - dass diese Bilder die Welt neu erschaffen?«

»Ja freilich! Und es richtet großen Schaden an. Deshalb sollten Sie den Tee trinken. Dann ist es vorbei.« Ihre Antwort war freundlich vorgetragen, die Worte aber ließen nichts Gutes ahnen.

»Wollen Sie mich etwa vergiften?« Ich war gleichermaßen verängstigt wie erbost. Da hatte Louis mir ja was eingebrockt!

»Es ist kein Gift. Es wird Sie nicht töten, sondern nur Ihre Kreativität lähmen«, versuchte sie mich zu beruhigen.

Hilflos sah ich mich um. Wo war Louis' rettende Hand? Er befand sich bestimmt in der Galerie und beobachtete mich. Wenn ich jetzt einfach den Arm ausstreckte - ob er ihn ergreifen und mich aus dieser misslichen Lage befreien konnte?

»Ich bin nicht Louis. Ich bin seine beste Freundin Louise«, erklärte ich der sprechenden Pflanze. »Wir haben bloß den Standort getauscht.«

»Das ist unmöglich«, erwiderte kopfschüttelnd die Dame in Blau. »Die Malerei treibt Sie noch in den Wahnsinn. Trinken Sie den Tee!«, forderte sie unnachgiebig.

»Dies hier ist nicht real. Sie sind gar nicht wirklich!«, schrie ich entsetzt. Alle sahen mich mit großen Augen an und maßen mich mit verwunderten Blicken.

»Wie können Sie so etwas Unlogisches behaupten?«, fragte einer der Anwesenden gereizt.

»Sie sind nur Figuren auf einem Gemälde, das in einer Ausstellung für moderne Kunst hängt!«, schallte meine Stimme durch die abstrakte Szenerie. »Louis hat Ihre Welt nicht bloß verändert - er hat sie erst erschaffen«, klärte ich die Unwissenden auf. »Ohne ihn gäbe es Sie gar nicht.«

»Aber Sie sind doch Louis!«, lachte der blonde Spieler erheitert. »Warum sprechen Sie von sich selbst wie von einer anderen Person?«

Ich war verzweifelt und den Tränen nahe.

»Louis, ich glaube, Sie haben den Verstand verloren!«, bedauerte die greise Frau, die beim Würfelballmurmeln den Posten eines Schiedsrichters innehatte. »Ihre Bilder sind gut; deshalb haben sie einen Ehrenplatz in unserem Stadtmuseum. Wenn Sie jedoch denken, Sie hätten Ihren Werken ein Eigenleben verliehen, dann sind Sie geisteskrank und gehören in Therapie.«

Hoffnung keimte in mir auf. Wenn die Gemälde in unserer Welt ein Tor zu der ihrigen waren, konnten die Gemälde in ihrer Welt auch ein Tor zu der unseren sein.

»Bringen Sie mich in dieses Museum!«, bat ich daher eindringlich.

Darauf sagte die blaue Dame: »Trinken Sie den Tee und es wird geschehen.«

Blieb mir eine Wahl? Nein, ich hatte keine. Ich durfte dort nicht verweilen, denn es bestand die Gefahr, dass man die Wahrheit über mich erfahren würde. Wenn ich den Rückweg finden wollte, musste ich aber unbedingt in dieses Museum. Also nahm ich die würfelförmige Tasse in die Hand und setzte sie vorsichtig an meinen Mund. Schon stieg ein bläulich grauer Rauch aus dem Gefäß auf, kroch in meine Nase und betäubte sie.

»Jetzt ist alles egal!«, schoss es mir durch den Kopf. Ich benetzte meine Lippen mit dem blauen Saft. Die sprechende Pflanze warf mir wohlwollende Blicke zu. So trank ich den Tee bis auf den letzten Tropfen. Er schmeckte seltsam würzig, süß und unbeschreiblich. Als ich fertig war, verlangte ich mehr, doch die florale Dame meinte, das könne ich in meinem Alter und in dieser körperlichen Verfassung nicht vertragen.

Dann packten mich zwei ältere Herren an den Armen und schleppten mich fort. Der Weg war gar nicht weit. Gleich hinter den Hügeln ragte ein sichelförmiges Gebäude in die Höhe, das dunkelgelb bis mattorange im Schein der roten Abendsonne schimmerte. Es beherbergte das bereits erwähnte Museum, welches einen ungepflegten und trostlosen Eindruck machte. Die düsteren Gänge und die kahlen Wände zeugten davon, dass die Bewohner jener Welt nicht viel von Kunst hielten. Meine Begleiter zerrten mich dementsprechend unsanft durch die langen, leeren Korridore und ließen mich erst los, als wir die Gemälde erreicht hatten, die angeblich von mir stammten.

»Wo sind denn die Bilder der anderen Maler?«, begehrte ich zu wissen.

»Andere Maler?«, fragten die Männer.

»Sie sind der einzige auf der Welt«, ergriff einer der ehrwürdigen Herren das Wort. »Und es ist ein Segen, dass es nicht noch mehr Leute Ihres Schlages gibt, die pausenlos irgendetwas an der Landschaft oder unserem Aussehen verändern wollen. Es ist schon schwer genug, ständig Ihre Launen ertragen zu müssen. Wo kämen wir da hin, wenn wir zwei oder gar drei Maler hätten!«

»Treten Sie näher und betrachten Sie Ihre Werke!«, befahl nun die Schiedsrichterin.

Ich tat es und erstarrte, denn auf den Gemälden sah ich Ausstellungsräume einer Galerie mit darin wandelnden Besuchern - und einer von ihnen war Louis! Sie zeigten die mir vertraute Welt, doch die anderen behaupteten, es seien bloß leblose Bilder. Von da an dachte ich nur an eines: Ich musste hier weg.

Angestrengt heftete ich meinen Blick auf eine der dargestellten Szenen, aber sie war statisch. Ich weiß nicht, wie lange ich darauf stierte. Irgendwann fühlte ich schließlich meine Beine ermatten und knickte in den Knien ein.

Sonderbarerweise machte es mir jedoch keine Mühe, meine Augen offen zu halten.

Im Hintergrund hörte ich leise Stimmen. Sie murmelten: »Der Tee tut seine Wirkung. Bald ist es geschafft.«

Plötzlich kam Bewegung in das Gemälde. Ein Mann darauf - es war Louis - schubste einen Doppelgänger beiseite und streckte den Arm nach mir aus. Mit letzter Kraft schleppte ich mich zu ihm hin. Ich spürte, wie er mich am Handgelenk packte. In diesem Moment schloss ich die Lider, ich roch wieder das Aroma des blauen Tees und hatte das Gefühl, nach hinten zu kippen.

Als ich die Augen aufschlug, beugte sich Louis über mich, tätschelte meine Wangen und weinte bittere Tränen. »Es tut mir leid!«, sprudelte er hervor. »Das habe ich alles nicht gewollt.«

»Wer ist er?«, blubberte ich mit halb gelähmter Zunge und hob langsam meinen Zeigefinger. Im Zeitlupentempo

deutete ich auf einen Mann, der genauso aussah wie Louis und lauernd an der gegenüberliegenden Wand lehnte, einen Ausdruck von Bösartigkeit und tiefster Enttäuschung in seinem Gesicht.

»Er hat wie ich die Kraft, Bildern Leben einzuhauchen«, erklärte Louis. »Eigentlich ist er mein Alter Ego - die Person, die ich geschaffen habe. Doch fragst du ihn, behauptet er, es sei umgekehrt! Er hat mich in seine Welt eingeladen, um mich auszutricksen. Als er mir die Hand reichte, tauschten wir die Plätze. Das Gleiche ist passiert, als ich dich um Hilfe bat. Es tut mir unendlich leid.«

»Warum ist es diesmal nicht geschehen? Warum sind wir beide auf der heimatlichen Seite?«, wollte ich wissen.

»Der Tee!«, fauchte der Mann an der Wand. »Du Idiotin hast von dem blauen Tee getrunken, dem Gift, das alle Zauber wirkungslos macht und dich alle Träume vergessen lässt.«

Er war außer sich vor Wut - das bereitete mir Angst. Etwas war schiefgelaufen für ihn, und ich müsste lügen, wenn ich sagen wollte, dass ich es bedauerte.

»Sie haben mich genötigt, ihn zu trinken. Sie hassen Künstler. Sie wollten mich los sein.« Mir fiel das Reden immer noch schwer.

»Ich will sie auch los sein!«, erwiderte er verärgert. »So einfach ist es aber nicht. Wenn bei meinen Leuten niemand mehr Szenen aus eurer Welt malt, werden beide Seiten voneinander getrennt. Was wird dann aus mir?«

»Du bleibst dort, wo du hingehörst!«, schrie Louis. Ich hatte ihn nie vorher so ausrasten sehen.

»Nein, du wirst für mich zurückgehen!«, bestimmte der Fremde und zeigte mit dem Finger auf Louis. »Wir sind eine Person. Du bist ich und ich bin du. Niemand wird einen Unterschied bemerken.«

Mit diesen Worten griff er Louis an und es entstand ein Handgemenge. Ich konnte meinem Freund jedoch nicht helfen, denn es war unmöglich, die beiden auseinanderzuhalten. So zog ich stattdessen ein scharfes Messer aus meinem Kittel und machte mich daran, die Gemälde allesamt zu zerstören. Als der Sicherheitsdienst eintraf, hingen die zerschlitzen Bilder traurig an der Wand wie alte Lappen. Der Doppelgänger lag bewusstlos am Boden und starb wenig später. Und Louis war sauer auf mich und hat seither kein Wort mehr mit mir gesprochen. Ich glaube, er täuscht auch heute seine Heiserkeit nur vor.

Nicht wahr, Louis? Du tust bloß so, als ob du erkältet wärst. In Wirklichkeit trägst du es mir noch nach. Warum kannst du mir nicht verzeihen? Was ich tat, war schließlich richtig. Was hätte ich denn sonst tun sollen?

Nun, mein lieber Leser, haben Sie alles erfahren. Vielleicht wäre die Geschichte spannender gewesen, wenn Louis sie selbst erzählt hätte. Aber wenn er nun mal nicht mit mir und meinen Freunden reden will! Der sture, greise Mann wird eben immer sonderbarer mit den Jahren. - O weh, da kommen die Herren in ihren weißen Kitteln! Pfleger nennen sie sich und wollen dich doch bloß quälen.

»Louise, es ist schon spät. Zeit, hineinzugehen und zu Abend zu essen«, spricht einer von ihnen mich an.

»Pech gehabt! Ich bin nur zu Besuch. Wollte mal sehen, wie's um meinen alten Louis steht.«

»Sie sind eine Patientin. Haben Sie das vergessen?«

»Es ist lange her, dass ich hier in Behandlung war.«

»Sie wurden doch nie entlassen, Louise!«, protestiert eine Schwester mit kaltem Lächeln.

»Ich habe eine Wohnung am anderen Ende der Stadt und arbeite als Schriftstellerin. Fragen Sie meinen Leser! Er ist mit mir hergekommen.«

»Heute ist gar kein Besuchstag, Louise. Übrigens sind Sie Malerin und nicht Autorin. Sie verwechseln das schon wieder.«

»Ich und Malerin? Dass ich nicht lache! Ich kann ja nicht mal ein Haus mit Garten zeichnen. Louis ist Maler!«

»Es gibt keinen Louis. Er ist eine imaginäre Person. Sie haben ihn erfunden.«

»Welch ein Unsinn! Ich erfinde Leute bloß für meine Romane.«

»Was sind das für Romane, Louise? Sie haben jedenfalls keinen einzigen geschrieben in all der Zeit, die Sie bei uns verbracht haben.«

»Eins zu null für Sie! Aber wo sollen denn meine Bilder sein?«

»Die haben Sie vor Jahren selbst in einer Galerie zerschnitten. Wissen Sie das nicht mehr?«

»Es waren Louis' Bilder! Wie oft soll ich es noch sagen! Fragen Sie doch meinen Leser, der mit mir hierhergekommen ist!«

»Ihren Leser?« Die Schwester setzt eine verdrießliche Miene auf. »Sie waren den ganzen Nachmittag allein. Es war niemand bei Ihnen - weder dieser Louis, den es niemals gab, noch sonst jemand.«

»Ich bin erst vor drei Stunden eingetroffen. Das können Sie mir glauben. Durch die ganze Stadt bin ich gefahren, um

Louis zu besuchen.«

»Sie sind mit der Bahn gefahren, Louise? Im Morgenmantel?«

»Das ist kein Morgenmantel! Das ist die neueste Mode aus Paris!«

»Sie waren nicht in Paris. Sie haben nur gestern Abend einen französischen Film gesehen. Kommen Sie, es wird kühl und das Essen steht für Sie bereit samt Ihrer Medizin. Ich wette, Sie haben in den letzten Tagen Ihre Pillen nicht geschluckt.«

»Nein! Nicht anfassen!«, schreie ich und setze mich heftig zur Wehr, aber gegen vier von ihnen und ihre Spritzen bin ich machtlos. Sie zerren mich in die Anstalt und lassen mich bestimmt so bald nicht wieder raus.

Also machen Sie's gut, mein Leser! Nehmen Sie sich vor denen bloß in Acht! Suchen Sie auf dem schnellsten Wege das Weite, sonst gelangen Sie auch in die Obhut dieser Wahnsinnigen. Ich sag's ja: Außer Louis und mir sind hier alle total verrückt. Da sehen Sie mal, was ich durchmache. - Bin gespannt, welches von den drei Gerichten jetzt auf dem Speiseplan steht. Und ich soll Maler sein? Haha! Und Louis ist imaginär? Da vorn sitzt er doch auf seiner Bank! Fehlt nur noch, dass sie behaupten, es gebe keinen blauen Tee und keine eckigen Bälle und man könne gar nicht durch Bilder gehen!

Einsamer Wanderer im All

Aus dem Tagebuch eines Asteroiden

*Einsamer Wanderer im All,
geplagt von Mühsal und von Qual.
Das Licht der Sterne
strahlt in der Ferne.
Stille und Schweigen
tanzen den Reigen.
Endloser Fall.
Musst weiter wandern,
einsam nur wandern
im trostlosen All.*

Eintrag 236891

Wie lange ist es jetzt schon her, dass ich armer, einsamer Materieklumpen ziellos durch dieses leere, schwarze Weltall sause ohne die Aussicht, jemals wieder ein Zuhause zu finden? Ich weiß es nicht mehr, habe einfach irgendwann aufgehört, die Tage zu zählen. Oh, wie aufregend es doch einst war - damals, als ich mich noch in meiner Heimat tummelte! Dort traf ich mich meistens mit anderen Asteroiden. Wir spielten dann gemeinsam und vertrieben uns die Zeit mit Wettkämpfen. Es war wirklich ein Spaß, so nahe aneinander vorbeizupreschen, wenn man sich nicht streifte oder gar zusammenprallte! Bei solch einer Kollision habe ich schon mal gut ein Drittel meiner Masse verloren, worüber mich meine Freunde aber hinwegtrösteten, indem sie sagten, meine Figur sei nun viel schlanker als vorher. Ich segelte also frohen Mutes durch das Sonnensystem. Mal war ich weit draußen und stattete den Kometen einen Besuch ab oder ließ mich durch die dünnen, kaum sichtbaren Schleier der Gaswolken treiben; mal raste ich durch das Zentrum, begrüßte die Monde der äußeren Planeten und hielt einen Schwatz mit ihnen. Den Planeten selbst antwortete ich jedoch nur artig, wenn sie mich etwas fragten. Im Nachhinein muss ich gestehen, dass ich Ehrfurcht vor ihnen hatte. Außerdem hätten sie mich fangen und in eine Umlaufbahn sperren können; daher wahrte ich stets den gebührenden Abstand und machte ihnen lediglich aus der Ferne meine Aufwartung. - Noch mehr Respekt als vor den Planeten hatte ich bloß vor unseren Sternen. Wie schön und erhaben sie waren! Eng umschlungen vollführten sie einen liebreizenden Tanz. Nein, ebenbürtig waren sie sich nicht, und trotzdem waren sie ein Paar. Er, der Blaue Riese, gab den Rhythmus an. Sie, ein Gelber Zwerg, zerrte an ihm spürbar. Manches Mal schimpfte er so lautstark, dass das ganze System bebte, er komme wegen ihrer Masse gehörig aus dem Takt. Er zwang sie immer näher, wollte sie ganz für sich haben, wie's eben bei Verliebten üblich ist. Dabei bemerkten die zwei gar nicht, dass sie das System destabilisierten, bis sich ein Planet nach dem anderen verabschiedete. Nun tanzen die beiden Sterne gänzlich ohne Begleitung, aber sie haben sowieso nur Augen füreinander. Ihnen fehlt wirklich jeder Gemeinsinn. Wie hätten sie uns das sonst antun können! Sie stürzten uns ja allesamt in eine Krise, denn ohne ihre Unterstützung waren wir den Launen des Kosmos völlig ausgeliefert. Sosehr wir uns auch mühten, in Kontakt zu bleiben - letztlich drifteten wir auseinander. Jetzt irrt ein jeder für sich allein durch das unermesslich große Universum. Ich für mein Teil suche nach einer neuen Heimat, einem Strand am Meer der Unendlichkeit. Wie lange ich bereits rastlos durch das All wandere? Ob ich jemals irgendwo ankomme? Ob ich je wieder eine verwandte Seele finde? Keine Ahnung. Im Moment bist du, mein geduldiges Tagebuch, meine einzige Gesellschaft. Oh, wie satt ich es habe, so einsam und verlassen zu sein! Nichts als schwarze Leere um mich herum! Die blinkenden Sterne sind weit entfernt. Es dauert Äonen, auch nur einen davon zu erreichen. Trotzdem muss ich es versuchen. Zeit habe ich ja; sie ist, so traurig es klingt, das Einzige, was mir geblieben ist. Ich lasse mich treiben, immerzu vorwärts treiben. Mal sehen, wohin mich das Schicksal führt.

Eintrag 284829

Eine Ewigkeit bin ich nun schon stur geradeaus geschlendert. Wie leer der Kosmos doch ist! Kaum, dass mir mal ein verirrttes Proton begegnet, geschweige denn ein Körper von ansehnlicher Masse und Intelligenz. Kommunikation ist das, was mir am meisten fehlt. Wann habe ich das letzte Mal die kristalline Struktur meines Gesteins durch Lachen erschüttert? Da ist keiner mehr, der mit mir scherzt, der mich tröstet, mit dem ich reden kann. Es ist finster - langweilig und finster - langweilig und einsam. Ich bin so allein! Ist da jemand in den Tiefen des Alls, der mich hört? Hallo, ihr da draußen! Wo seid ihr? Wohin soll ich gehen? Keine Antwort. Nur Stille und Schweigen.

Eintrag 348631

Nichts Neues. Besondere Ereignisse: keine. Habe niemand getroffen, nichts erlebt. Die Sterne sind fern; ich sehe sie bloß als winzige Lichtpunkte. Es ist mir bisher nicht gelungen, nahe genug an einen von ihnen heranzukommen. Rase eben weiter durch das All. Was soll ich auch sonst machen? Habe langsam die Nase voll vom Wandern.

Eintrag 398466

Heute habe ich in der Ferne einen Nebel gesichtet. Werde mal die Richtung ändern und darauf zusteuern. Vielleicht regt sich dort was. Mann, bin ich aufgewühlt! Das Universum lebt!

Eintrag 398480

Bin nach langer Reise endlich bei diesem Nebel angekommen. Was soll ich dir sagen, liebes Tagebuch? Ich bin zu früh, viel zu früh - wahrscheinlich um einige hundert Millionen Jahre. Habe nichts als Gas und ein paar dumme Staubpartikel vorgefunden, die nicht mal schlau genug sind, guten Tag zu sagen. Nun, zumindest gibt es Anzeichen für Leben! Werde gleich kehrtmachen und wieder den alten Kurs einschlagen.

Eintrag 398499

Keine Materie, kein Leben, keine verwandten Seelen. Nur Leere, Finsternis, Einsamkeit und - ehe ich's vergesse - schwache Gravitationswellen, nicht der Rede wert. Werde ihnen folgen; irgendwohin müssen sie ja führen. Habe mir heute überlegt, was ich tue, wenn sie mich zu einem Schwarzen Loch bringen. Ich spiele mit dem Gedanken, mich hineinzustürzen, bevor ich noch am Alleinsein zugrunde gehe. Ach, wenn's doch bloß ein solches Schwarzes Loch wäre! Ich muss mich nur treiben lassen, einfach die Spur verfolgen ...

Eintrag 398543

Hallo, Tagebuch! Bin so aufgeregt, weiß nicht, wie und wo ich anfangen soll. Seit geraumer Zeit lasse ich mich ja von jenen schwachen Gravitationswellen leiten. Jetzt stell dir vor, wie mir zumute war, als mir klar wurde, dass sie mich genau zu einem dieser Sterne bringen. Ich habe ihn zu Beginn gar nicht wahrgenommen, genauer gesagt, er erschien mir einfach zu unbedeutend. Dass gerade er mich anlockt! Er ist wohl ziemlich nahe, aber nicht sehr lichtstark. Sei begrüßt, du kleine gelbe Sonne! Ich komme zu dir ...

Eintrag 398562

Habe gerade einen dünnen Gasschleier durchdrungen und bin mir sicher, auf der richtigen Fährte zu sein. Da ist ein Sonnensystem mit allem Drum und Dran. Ich hab's geschafft! Bald bin ich da, bald habe ich wieder Gesellschaft!

Eintrag 398589

Habe in der Ferne Körper entdeckt - vereiste Gesteinsbrocken - Kometen! Morgen werde ich ihnen einen Besuch abstatten. Morgen, schon morgen! Mein Herz hüpft vor Freude.

Eintrag 398590

Endlich! Da sind Leute! Hier ist Leben! Bin heute diesen Kometen begegnet. Ach, was sind die redselig! Und wie gut mir ihre Schwatzhaftigkeit tut nach diesem Zeitalter des Schweigens! Ich habe die Sonne gesehen. Na, sie ist wirklich ein mickriges Ding! Sorgt ja kaum für etwas Licht, doch sie ist besser als gar nichts. Zumindest hält sie meine neuen Kameraden in der Umlaufbahn und an mir zerrt sie auch ein bisschen. - Die Kometen meinten, in letzter Zeit geschähen einige seltsame Dinge. Da seien ein paar sonderbare Geräte vorbeigeflogen, die zwar reichlich Energie besäßen, selbst aber jedweder Seele entbehrten. Diese Maschinen hätten das System zwar mittlerweile verlassen, es kämen jedoch immer

neue. Die Kometen erörtern gegenwärtig die Frage, ob es sich bei jenen eigenartigen Besuchern, die nie mit ihnen sprechen und recht geschickt jeden Kontakt vermeiden, um intelligente Lebensformen handelt. Ein großer Vertreter der Schweifsterne versicherte mir, dass es im inneren Sonnensystem einen kleinen Planeten gibt, auf dem diese Metallkörper hausen. Da die Kometen hier draußen offenbar gefangen sind und es nur sehr selten einem von ihnen gelingen dürfte, sich durch Schlingerbewegungen mal aus der Bahn zu befreien, bin ich mir nicht im Klaren darüber, ob ich ihren Bericht für bare Münze nehmen soll. Einige ihrer Art, so sagten sie, hätten das System schon durchstreift und wüssten genau, wie es da drinnen aussehe. Ich bin aber von jeher ein misstrauischer Typ und will mich lieber selbst davon überzeugen. Morgen nehme ich hier Abschied und dringe in das Innere des Sonnensystems vor. Ach, ist das ein aufregendes Abenteuer!

Eintrag 398593

Habe den äußersten Planeten des Systems erkundet. Es ist ein kleiner, vereister Gesteinskörper, der sich kaum von meinen Bekannten aus der Schar der Kometen unterscheidet. Er hat eine recht exzentrische Umlaufbahn um das Hauptgestirn und wird von einem viel zu großen Mond umkreist, der ebenso beschaffen ist wie der Planet selbst und etwa ein Drittel von dessen Masse hat. Kein Wunder also, dass die beiden sich ständig zanken und necken und aufeinander einwirken. Jedenfalls sind sie viel zu sehr mit sich selbst und ihrem Gegenüber beschäftigt, um einen so unwichtigen Asteroiden wie mich auch nur wahrzunehmen. Unbeirrt ließen sie mich passieren und fragten nicht, woher ich komme und was das Ziel meiner Reise ist. Ich muss schon sagen, als Außenposten eines Sonnensystems sind sie völlig unbrauchbar. Bin mal gespannt, wer mir noch begegnet in diesem eigenartigen, gottverlassenen Winkel der Galaxis.

PS: Fühle wieder die Einsamkeit in mir hochklettern. Oder ist es vielleicht Heimweh? Ich muss eingestehen, dass ich mir möglicherweise zu viel versprochen habe.

Eintrag 398602

Habe heute den nächsten Planeten erreicht. Er ist relativ groß, aber es gibt beeindruckendere. Farbe: blaugrün. Hauptbestandteil: Gas. Hat einen beachtlichen Wirbel, einen dunkelblauen Fleck gleich einem Auge. Unzählige kleine Körper hat er in Dienst genommen und in eine Umlaufbahn gezwungen. Ich hielt daher vorsichtshalber Abstand von ihm. - Wir führten ein kurzes Zwiegespräch, bei dem ich bemerkte, dass er leicht verstimmt ist. »Bin viel zu weit weg«, klagte er. »Kriege gar nicht mit, was sonst im System passiert. Mein innerer Nachbar und ich sind seit langem zerstritten. Er denkt, er sei was Besseres, bloß weil er ein bisschen größer ist als ich! Da ich so klein bin, nehmen mich die anderen Gasplaneten gar nicht ernst, und die festen Planeten im Zentrum halten uns Gasriesen sowieso für langweilig.« - »Und die Sonne, was ist mit ihr?«, fragte ich ihn. - »Die! Die betrachtet uns doch nur als Abfallprodukt! Wir sind ihr einerlei. Sie findet höchstens noch den Fünften ganz amüsant. Um uns hier draußen schert sie sich überhaupt nicht.« Auf diese Weise jammerte der Planet den lieben langen Tag. Jetzt habe ich wirklich Lust auf fröhlichere Gesellschaft.

Eintrag 398608

Hatte gestern so was wie ein Déjà-vu-Erlebnis. Der nächste Planet ist dem letzten sehr ähnlich, genauso missgelaunt, ebenfalls blau bis blaugrün, erpicht auf unterwürfige Begleiter und ahnungslos, was die wichtigen Vorgänge im Zentrum des Systems anbelangt. Ich war nicht in der Stimmung, mir wieder dasselbe Geheul anzuhören, habe deshalb die Kurve gekratzt und nur im Vorbeigehen gefragt, ob er denn wisse, wo diese Maschinen wohnten. Er meinte, sie starteten vom Dritten. Er könne sich zwar nicht dafür verbürgen, aber das Gerücht halte sich hartnäckig.

Eintrag 398615

Wer hätte gedacht, dass ich das noch mal erlebe! Ich bin verliebt - bis über die Ohren in ihn verliebt! Die Rede ist vom sechsten Planeten. Er ist gelb, rosa, gräulich, das heißt, seine Wolkenbänder haben so viele Schattierungen, dass ich es nicht beschreiben kann. Er ist gewaltig und erhaben schön mit all den kleineren und größeren Monden. So mancher davon ist ja fast eine Welt für sich. Es ist tröstlich, dass auch andere Vertreter meiner Spezies seinem Charme erlagen. Doch soll ich dir sagen, was mich am meisten an ihm fasziniert, was mich so bezaubert, dass es mir beinahe den Verstand raubt? - Es sind seine Ringe, diese feinen Gebilde aus lauter Staubpartikeln, Steinchen und Steinen bis hin zu ziemlich mächtigen, kompakten Materiekumpen, die alle einträchtig an seinem Äquator um ihn herumtanzen. Welch hübscher Reigen! Und Eiskristalle bringen seinen Schmuck zum Glänzen. Oh, wie herrlich, wie perfekt er ist! Es gibt

nicht vieles in der Galaxis, was ihm an Anmut gleicht. Nun, vielleicht meine Heimatsterne - sie waren noch reizender, wenn ich mich recht entsinne. (Da, wo das Herz wohnt, ist man eben zu Hause, wie ein altes Sprichwort sagt.) Heute habe ich mich ja bedeckt gehalten, aber morgen spreche ich ihn an, meinen Angebeteten, den beringten Schönling!

Eintrag 398616

Es ist ein Jammer! Mir bricht fast mein steinernes Herz. Er ist so eiskalt und egozentrisch, nur in sich selbst vernarrt. Redet wohl nicht mit kleinen Asteroiden, die bloß durch Zufall seinen Weg kreuzen. Eine Stelle als Außenmond hat er mir angeboten. Er könne da jemanden brauchen, der die Staubkörner am Rand seiner Ringe zur Vernunft bringe. Da falle es dann und wann doch mal einem ein, sich auf Nimmerwiedersehen zu verabschieden. Das komme aber nicht häufig vor und daher sei es kein harter Job. Außerdem habe er jetzt keine Zeit mehr, sich mit mir zu unterhalten. Das sei ohnehin öde und unerquicklich, denn mein Dialekt habe etwas Niederes an sich. Am Nachmittag wolle er mit seinem inneren Nachbarn plauschen; dafür müsse er sich noch ein wenig herausputzen. - Liebes Tagebuch, was sagst du nun? Solch ein eitler Kerl, anmaßend und unfreundlich! Für den soll ich arbeiten? Bin ich etwa so lange quer durch die Galaxis gereist, um hier am Ende der Welt ein paar Staubkörner zu hüten? Nein, so haben wir nicht gewettet! Von der Liebe bin ich vorerst geheilt. Morgen mache ich mich auf zum Nächsten. Der Fünfte soll ja der Günstling der Sonne sein ...

Eintrag 398619

Habe heute dem fünften Planeten einen Besuch abgestattet. Er ist wirklich riesig und hat herrliche gelbliche, rötliche und bräunliche Wolkenbänder, zudem aber einen furchterregenden Wirbel, der mich pausenlos verfolgt und wie ein rotes Auge anstarrt. Leider kommt er noch dükelhafter daher als sein äußerer Nachbar und war sich gänzlich zu schade, mit mir zu plaudern. (Wahrscheinlich bildet er sich auf seinen guten Draht zur hiesigen Sonne verdammt viel ein.) Nur anlocken wollte er mich! Na, vielleicht ist das ja seine Bestimmung. Wie dem auch sei, Begleiter hat er meiner Ansicht nach genug. Sie sind aufeinander eingeschworen, völlig auf ihn fixiert und reden nicht gerne mit Fremden. Käme ich dem Planeten zu nahe, da wär's augenblicklich um mich geschehen. Die Gasmassen würden mich doch zu einem Nichts zerreiben! Zum Selbstmord bin ich im Moment jedenfalls nicht bereit. Deshalb habe ich mich abseitsgehalten, um seinem Gravitationsfeld zu entgehen. Nun ziehe ich weiter.

Eintrag 398623

Endlich habe ich sie gefunden - Asteroiden wie ich! Morgen stelle ich mich meinen neuen Kameraden vor.

Eintrag 398624

Wieder eine Enttäuschung! Habe selten so einfältige Artgenossen kennengelernt. Wortlos ziehen sie aneinander vorbei. Sogar Grüppchen haben sie gebildet - ein paar Leute hier, ein paar Leute da. Wenn sie dann schon mal was zueinander sagen, beschuldigen sie sich nur gegenseitig der schlimmsten Verfehlungen. »Wir könnten so viel mehr sein, als wir jetzt sind!«, bedauerte einer. »Wenn bloß diese Trottel dort drüben nicht wären! Sie schaffen es einfach nicht, die Form zu halten, und lassen sich vom Großen nebenan immer wieder auseinanderreißen. So wird nie ein Planet aus uns!« - »Dafür ist es ja wohl auch ein wenig spät!«, warf ich spöttisch ein. »Warum seid ihr denn mit eurem Dasein nicht zufrieden? Warum wollt ihr unbedingt einen Planeten bilden?« - »Weil du ein Niemand bist als Asteroid!«, lamentierte es nun weinerlich aus der anderen Richtung. »Wir haben einen denkbar schlechten Ruf im System. Das liegt an den inneren Planeten. Sie lassen kein gutes Haar an uns. Angeblich verunstalten wir ihre Oberflächen! Ha! Als ob man da noch was verunstalten könnte!« - So schoben sie sich gegenseitig den Schwarzen Peter zu und machten einander für ihren üblen Leumund verantwortlich. Zu ihnen will ich mich nicht auf die Dauer gesellen - das steht fest. Ach, wäre ich nur zu Hause bei meinem Sternenpaar, dem Blauen Riesen und dem Gelben Zwerg, und all meinen Asteroiden-Freunden! Selbst die Planeten nebst ihren Monden waren dort irgendwie netter. Ich habe Heimweh und fühle mich einsam hier draußen kurz vorm Ende der Galaxis.

Eintrag 398628

Der vierte Planet ist ein selten dämlicher Vertreter seiner Art. Ist schon ganz rot vor lauter Rost, tot und staubtrocken und behauptet doch allen Ernstes, er hätte eine bedeutende Vergangenheit! Da sei Wasser auf seiner Oberfläche gewesen und habe Kanäle gebildet. Na gut, das kaufe ich ihm noch ab. Aber die Sache mit den Bioformen ist eine Lüge! Da lachen ja sogar seine beiden Monde. Will mit diesem Aufschneider nichts zu tun haben und reise morgen weiter.

PS: Ein paar von den seltsamen Maschinen sind hier gelandet. Bin auf ihre Heimat wirklich gespannt.

Eintrag 398629

Habe den sagenumwobenen Dritten in der Ferne gesehen. Er ist blau! Wundervoll, dieses Blau! Kann es kaum erwarten, ihn endlich aus der Nähe zu betrachten. Woher mag nur diese satte Farbe rühren?

Eintrag 398631

Es gibt sie doch - Planeten mit einer lebenden Oberfläche! Bisher habe ich all das Gerede von den Bioplaneten für Geschwätz, für bloße Gerüchte, für Ammenmärchen gehalten. Ich traue meinen Augen nicht! Es ist tatsächlich eine dünne Schicht um ihn herum - eine Atmosphäre. Wolken ziehen über ihn hinweg. Er hat Meere und es gibt Land: festen Boden mit grünen und gelben Flächen sowie Berge, teilweise mit Schnee bedeckt. Außerdem sind da Lichter auf der dunklen Seite! Existieren am Ende sogar diese legendären Wälder? Oder noch andere Lebewesen? Ob sie das Werk jener Maschinen sind? Wenn es all das wirklich gibt, dann dort unten. Ich muss es erkunden, ich brauche Gewissheit. Egal, was mit mir passiert, wenn ich durch diese Schicht dringe. Und wenn es das Letzte ist, was ich tue!

Eintrag 398633

Wurde heute mit Raketen begrüßt. Die Sprengköpfe explodierten herrlich. Nichtsdestotrotz ist das ein gefährlicher Willkomm. Mich hätte ja glatt eines dieser Geschosse treffen können! Dann wär's aber aus mit mir. Der Planet hat sich schließlich entschuldigt und mir erklärt, nicht er sei für jenen unfreundlichen Empfang verantwortlich, sondern ein paar eigenartige Kreaturen, die ihn schon an den Rand der Verzweiflung gebracht hätten. Sie würden seit circa einer Million Jahren der hiesigen Zeitrechnung auf seiner Oberfläche ihr Unwesen treiben und all das zerstören, an dessen Erschaffung er seit viereinhalb Milliarden Jahren arbeite. Ich fragte ihn, ob es sich bei jenen Geschöpfen um die Metallkörper drehe. Er meinte jedoch, das seien nur ihre seelenlosen Handlanger. Er habe bereits unzählige Male versucht, mit ihnen persönlich zu verhandeln, aber was er auch anstelle - ob Vulkanausbrüche, Erdbeben oder Wirbelstürme -, sie verstünden ihn einfach nicht. Dabei würden sie ihn tatsächlich für ihr Eigentum und sich selbst für die überlegene Intelligenz im ganzen Sektor halten. Der Planet flehte mich geradezu an, ihm zu helfen, indem ich ihn besuche. Die Auswirkungen meiner Ankunft seien zwar für ihn ein wenig unangenehm, doch er werde es überleben. Das Wichtigste sei letztendlich, das Grundübel - diese missratenen Kreaturen - ein für alle Mal zu beseitigen. Er habe sich alles genau überlegt und die einzig machbare Lösung sei, mit der ganzen Schöpfung wieder von vorn anzufangen. Irgendwo habe sich im Laufe der Zeit wohl ein irreparabler Fehler eingeschlichen, der nicht mehr durch kleinere Korrekturen zu beheben sei. Ich habe mich daraufhin kurzerhand dazu entschlossen, diesem Bioplaneten beizustehen und eine zweite Chance zu geben. Da soll noch einer sagen, dass ich kein Altruist bin!

Eintrag 398634

Der Weg durch die Atmosphäre war ein holpriger Ritt! Der Planet hat mir ganz schön eingeheizt - das hat gezischt und gebrannt! Ich bin auch mitnichten heil angekommen, habe den größten Teil meiner Körpermasse verloren, als ich durch die äußeren Schichten drang. Zum ersten Mal habe ich es also gewagt: Ich bin auf einem Planeten gelandet. Bisher hatte ich da immer so meine Bedenken. Man sagt ja, wer einmal strandet, der bleibt ewig liegen. Doch das macht mir nichts aus. Ich bin lange genug einsam durch die Tiefen des Alls gewandert. Nun bin ich umringt von so viel Leben. Was will ich denn mehr? Ich habe einen dieser sagenhaften Bioplaneten gefunden, von denen die meisten Leute behaupten, es gebe sie gar nicht wirklich, was bestimmt ein Zeichen dafür ist, dass sie recht selten vorkommen. Welch ein Glück also, dass es gerade mir vergönnt war, auf einen von ihnen zu treffen! - Mein liebes Tagebuch, du kannst dir gewiss kein Bild davon machen, was los war, als ich auf der Oberfläche anlangte. Das gab vielleicht ein Platschen, als ich in diesem herrlich blauen, tiefen Meer versunken bin! Jetzt liege ich hier unten auf dem Grund, nur tote Korallen und Muscheln leisten mir Gesellschaft, aber ab und an schwimmen ein paar Mikroben vorbei.

Eintrag 398635

Habe soeben von den Mikroben erfahren, dass da oben die Hölle los ist. Meine Ankunft war wohl ziemlich verheerend und hat einen Großteil jener eigensinnigen Geschöpfe samt ihren Maschinen dahingerafft. Ich selbst bin für eine riesige Flutwelle verantwortlich. Der Planet hat mittels globaler Erdbeben, weltumspannender Feuersbrünste und Vulkanausbrüchen ein Übriges getan und allerorten Zerstörung gebracht. Staubwolken verdunkeln jetzt den Himmel und kein Licht dringt noch durch die Atmosphäre. Alles Leben muss zwangsläufig ersterben! Plötzlich bin ich mir nicht mehr

sicher, ob meine Entscheidung richtig war.

Eintrag 398636

Habe heute mit dem Planeten Rücksprache genommen. Er hat beteuert, alles sei in bester Ordnung. Er fühle sich erleichtert wie nie zuvor und ich solle mir keine Vorwürfe machen, denn um die pseudointelligenten Kreaturen sei es wirklich nicht schade. Es seien zwar noch zu viele davon übrig, aber er werde sich selbst um den Rest kümmern. Ich müsse also keine Angst haben, jemals einer von ihnen oder einem ihrer metallenen Helfershelfer zu begegnen.

Eintrag 450074

Wie lange dauert die Ewigkeit? Liege wohl schon Äonen hier unten auf dem finsternen, nassen Meeresgrund. Das Salz nagt an meinem Körper. Es ist eintönig und ich bin allein. Ach, wäre ich doch bloß draußen im All geblieben! Der Planet vernachlässigt mich völlig und ist nur mit seiner neuen Schöpfung beschäftigt. Wie langweilig! Ich verrotte einsam in der Tiefe und keiner nimmt Notiz von mir. Diese Bioplaneten sind in Wirklichkeit eine Plage!

Unsterbliche Rose

Die Rose ist das florale Symbol der Liebe. Ihr anmutiger Wuchs und die prachtvolle Blüte machen sie zur schönsten Blume der Welt. Sie duftet betörend und strahlt etwas Majestätisches aus. Sie ist ein Geschenk der Natur an die Menschheit, eine Wonne für jedes empfängliche Auge, Balsam für die Seelen der Traurigen, eine Zierde auf Erden und der Schlüssel zu den Herzen der Frauen.

Inmitten eines Meeres von roten Rosen ein Mann mit bettelndem Blick auf den Knien - welche Frau könnte da nein sagen? Meredith konnte es nicht. Der betuchte Rosenzüchter Stanley Tucker hatte sie, die Floristin aus einfachen Verhältnissen, zur Gemahlin erwählt, und sie ließ sich durch die Blumen, den lupenreinen Brillanten und nicht zuletzt durch den guten Namen des Bräutigams verzaubern.

Stanley Tucker war nicht attraktiv, ein Mann um die vierzig und damit eigentlich zu alt für Meredith. Er war beleibt und sein Haar im Schwinden begriffen. Die letzten, noch hartnäckig an ihrem Platz verbliebenen dunkelbraunen Büschel ragten störrisch in die Höhe wie einfältige Gespenster der Vergangenheit. Tucker war zurückhaltend und bescheiden. Er wirkte höflich, doch niemals freundlich, offen, aber nicht ehrlich. Er lächelte, ohne fröhlich zu sein. Er existierte, ohne lebendig zu sein. Seine Augen verrieten Einsamkeit und Trauer, denn erst vor einem Jahr hatte er seine innig geliebte Ehefrau Rose durch einen Autounfall verloren. Seit sie von ihm gegangen war, schien er gebrochen. Er fristete sein Dasein mit Disziplin, jedoch ohne rechte Freude. Allein seine Arbeit gab ihm Kraft. Ein unüberschaubares Landgut nannte er sein Eigen, wo er mit Hingabe Rosen züchtete, denn sie erinnerten ihn an seine verstorbene Frau, die sich diesen Blumen immer verbunden gefühlt hatte. Tucker war auf der Suche nach einer Gefährtin, die die Leidenschaft für Rosen mit ihm teilte. Da dachte er wohl, eine Floristin könne die Lücke, die der Tod seiner Gattin in sein Leben gerissen hatte, am ehesten wieder schließen.

So kniete er nun vor Meredith und versprach ihr, ein guter Ehemann zu sein. Sie mochte ihn und glaubte nicht mehr an den Märchenprinzen. Nein, sie liebte ihn nicht. Aber liebte er sie wirklich? Liebte er an ihr nicht vielmehr nur das, was ihn an seine erste Frau erinnerte? Meredith war es einerlei. Sie würde keine zweite Rose abgeben, und Tucker war für sie die einzige Chance auf ein Leben ohne Geldnot. Also nahm sie die Blumen, den Brillanten und den Mann.

Schon zwei Monate später trat das ungleiche Paar vor den Traualtar. Merediths zartes, ovales Gesicht hatte noch die unverbrauchten Züge der Jugend und wurde von goldblonden Locken umrahmt, auf denen der weiße Schleier thronte. Ihren langen, bleichen Hals zierte ein sündhaft teures Collier. Ihre schlanke Figur verschwand beinahe in dem ausladenden Hochzeitskleid, doch Tucker mochte es so, wie es war. Als eine der Rosen aus dem Bouquet ihr in den Finger stach und rote Blutstropfen den weißen Tüll besudelten, ahnte Meredith nichts Gutes, denn bei den Rosen auf Stanley Tuckers Landgut lag ihre Zukunft ...

* * *

Einige Wochen waren seit der Heirat vergangen und die Rosen blühten auf den Feldern. Der Himmel war grau und ein hässlicher, weißlicher Regen rieselte aus den Schichtwolken. Meredith stand am Fenster und blickte hinaus. Sie sah den Tropfen beim Herabfallen zu. Ab und an meinte sie, einen einzelnen ausmachen und verfolgen zu können. Die Blumen wiegten sich kaum merklich im Wind, ihre Blätter gierten nach der willkommenen Erfrischung. Ihr kräftiges Rot wirkte blasser als sonst und doch bereitete es Meredith eine innere Unruhe, ein starkes Unbehagen, ein Gefühl, als ob gerade ein Expresszug durch ihren Magen gerast wäre. Plagte sie bloß eine Laune oder empfand sie am Ende Reue über die geschlossene Ehe? Hier auf diesem ruhigen, friedlichen Landgut gab es ja nichts außer den Rosen und Tuckers Häuschen, einem bescheidenen und recht gemütlichen Heim, an dem es eigentlich nicht liegen konnte. Trotzdem wusste sie den Beginn jener seltsamen Regungen genau zu bestimmen: Es war an dem Tag, als sie dieses Anwesen zum ersten Mal betreten hatte ...

Von weitem hatten die kleinen Fenster des Hauses sie angelacht. Seine roten Ziegel, das dunkle Dach und der spitze Giebel erinnerten an die Hütten aus den grimmschen Märchen, und Meredith hatte sich gefragt, ob Stanley wirklich so reich war, wie man allgemein annahm. Dennoch war das Heim auf das Modernste eingerichtet. Tuckers erste Frau hatte offenbar einen Sinn dafür gehabt, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, und sie hatte dem Ganzen darüber

hinaus eine persönliche Note verliehen. Es ärgerte Meredith gleich, dass alles so perfekt war. Was sollte sie denn verändern, um diesem Haus ihren eigenen Stil zu geben? Was immer sie getan hätte, es wäre keine Verbesserung gewesen. Tucker hatte ihr auch schon zu Anfang klargemacht, dass alles so bleiben sollte, wie es war, und zwar auf ewig. Sie konnte zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen, was da bereits wie ein drohender Schatten über ihr schwebte und sich von Tag zu Tag tiefer auf sie herabsenkte. Jetzt aber wusste sie: Es war die Präsenz jener Frau, seiner verstorbenen Frau Rose, die tot und doch innerhalb dieser Mauern allgegenwärtig war.

Im Hause fühlte sich Meredith trotzdem am sichersten. Mag sein, dass die Wände ihr zuhörten, wenn sie aufgewühlt mit sich selbst sprach. Möglicherweise beobachteten die Ziegel ja sogar jeden einzelnen ihrer hastigen Schritte, wenn sie auf und ab ging von der Tür zum Fenster, vom Fenster zur Tür, sich einmal im Kreise drehend und wieder zurück zum Fenster. Doch das Haus war nicht feindselig; eher lauerte es auf etwas, aber Meredith wusste nicht, worauf. Mitunter, wenn sie so allein dasaß, kroch ein Anflug von Verzweiflung ganz langsam in ihr hoch. Dann schalt sie sich eine Närrin und suchte nach Erklärungen für ihre eigenartigen Anwandlungen. Sie fand natürlich keine, jedenfalls keine, die man einem vernunftbegabten Menschen vortragen konnte. Daher schwieg sie, obwohl ein Unheil in der Luft zu liegen schien ...

Von den Glasscheiben perlte der trübe Regen. Die Tropfen hinterließen eine unterbrochene Spur. Meredith verharrte am Fenster, öffnete schließlich beide Flügel und lehnte sich hinaus. Sie atmete tief ein. Es roch nach dem Duft der unzähligen Rosen, der roten, gelben, weißen und geflammten. All die Gerüche, aufdringlich süß und widerlich betörend, vereinigten sich zu einer olfaktorischen Symphonie, die ihr beinahe die Sinne raubte. Von draußen kam es, was immer es war. Es ging von den Rosen aus, lebte in ihnen und benutzte sie für einen tückischen Plan, der bis auf weiteres jedoch im Verborgenen blieb. Ein Meer von Rosen, das im Regen wogt. Rosen - Meredith hatte diese Blumen einst geliebt und jetzt versetzten sie sie in Schrecken.

Vielleicht lag es daran, dass Stanley sie vernachlässigte, seitdem er sie auf seinem Gut abgeladen hatte wie eine Ware, die ihren Reiz verloren hat. Was für ein Ehemann war Tucker eigentlich? Wenn sie frühmorgens erwachte, war er schon weg, und ging sie spätabends zu Bett, war er noch nicht zurück. Die ganze Zeit lief er auf den Feldern umher und sprach mit den Blumen. Manchmal sah sie aus der Ferne, wie er sie liebte, ihre Blätter streichelte und an den Blüten roch. Seine Finger glitten an den Stielen entlang, seine Lippen berührten die Knospen, und obwohl er auf diese Weise offenbar seine Tage verbrachte, entdeckte Meredith nie auch nur die geringste Verletzung an seinen Händen oder einen Riss in seiner Kleidung. Die Stacheln verschonten ihn beständig, als wüssten die Rosen, dass ihnen seine ganze Zuneigung galt. Meredith hingegen gelang es nicht ein einziges Mal, an ihnen vorbeizugehen, ohne gepiesackt zu werden. Zuweilen hatte sie sogar den Eindruck, dass sie absichtlich gestochen wurde; denn kam sie in ihre Nähe, ja verließ sie bloß einmal das Haus, wähnte sie bereits ein Rascheln zu vernehmen, ein Rauschen der Blätter, ein sanftes Knistern in den Blüten. Die Stängel schienen sich im Wind zu wiegen, doch in Wahrheit reckten sie sich von selbst in die Höhe, ließen sich mal mehr nach links oder rechts, nach vorn oder nach hinten fallen, um miteinander zu tuscheln und Ränke zu schmieden. Ehe Meredith sich's versah, verhedderten sich die Stacheln in ihrer Kleidung, und je heftiger sie sich dagegen wehrte, desto stärker hielten die Pflanzen sie fest. Sie ritzten ihr die Haut, bohrten sich gierig ins Fleisch und tranken ihr Blut.

Meredith hatte sich darüber bei Tucker beklagt und ihn gebeten, die Rosen aus dem Eingangsbereich zu entfernen, aber er war taub für ihre Wünsche und hatte nur gemeint, sie solle eben etwas Robusteres anziehen. Seine Rosen waren ihm heilig; er hätte niemals Hand an sie gelegt. Besonders die Blumen vorm Haus hatten es ihm angetan. Er umsorgte sie mit geradezu abgöttischer Verehrung. Ihnen gehörte sein ganzes Herz.

Meredith gegenüber verhielt Tucker sich kalt und unnahbar. Deshalb fasste sie einen Entschluss: Bevor sie hier noch den Verstand verlor, wollte sie allem lieber ein Ende bereiten. Sie würde gehen - morgen oder übermorgen. Es war fraglich, ob Tucker ihre Abwesenheit überhaupt bemerkte. Warum hatte er sie eigentlich geheiratet? War es ihm jemals ernst mit ihr gewesen? Hatte er wirklich ein neues Leben beginnen wollen und wurde nun inmitten dieser Rosen von der Vergangenheit doch wieder eingeholt? Hielt ihn die Präsenz seiner verstorbenen Frau vielleicht selbst auf diesem Gut gefangen? Meredith war sich nicht sicher und wollte ihrem Mann zumindest die Möglichkeit bieten, alles zu erklären. Es ging gar nicht mehr darum, ihre Ehe zu retten. Sie begehrte einfach zu wissen, warum die Dinge so unerfreulich verlaufen waren, ob sie Fehler gemacht oder irgendetwas falsch verstanden hatte. Dies war der reinste Hohn, ein Albtraum ohne Erwachen, und sie hatte in der Tat ein Recht darauf, zu erfahren, was Stanley Tucker sich bloß dabei gedacht hatte, sie zu heiraten, um sie wenig später auf seinem Landgut wie ein nutzloses Möbelstück abzustellen.

Sie trat in die Diele und blickte hoch auf das eingerahmte Porträt der schönen Rose. Rätselhafte, algengrüne Augen beherrschten ihr Gesicht und um die wohlgeformten Lippen spielte ein beinahe spöttisches Lächeln. Erhaben und wissend schien sie zu Meredith herabzusehen. Diese Frau, deren wild gelocktes, rostrotes langes Haar fast aus dem Bild

wallte, war alles, was sie nie sein würde. Ihre Anmut bei all der Furchtbarkeit thronte nicht nur in der Diele - sie beherrschte das Haus, beseelte die Blumen und wohnte in Stanley Tuckers einsamem Herzen.

Plötzlich wurde Meredith wieder von jener seltsamen Beklemmung heimgesucht. Sie musste hier raus, einfach mal weg von diesem Gut und frische Luft atmen, die nicht mit dem Duft der ekelerregenden Rosen verpestet war. So stolperte sie den Flur entlang und schnappte den erstbesten Regenschirm. Dann taumelte sie aus dem Haus und kämpfte sich durch das Feld. Mannshoch ragten die blutroten Blüten in die Höhe. Sie flüsterten sich wohl etwas zu, denn sie raschelten eigenartig rhythmisch und neigten sich fast altherwürdig im Wind. Vielleicht verursachte aber auch der peitschende Regen jenes unheilverkündende Geräusch. Schritt für Schritt lief Meredith an den Blumen vorbei, den gezückten Schirm in der Hand und stets peinlich darauf bedacht, keine der Pflanzen zu berühren. Doch wieder griffen sie sie an; schon kamen die ersten Stacheln zum Zuge und forderten Blut. Es schmerzte, als hätten die Rosen ihr ein schleichendes Gift injiziert. Die Arme mit Kratzern übersät, ließ sie schließlich das Gut hinter sich und trat hinaus auf die Landstraße.

Es war ein öder Sommernachmittag. Der Regen prasselte unaufhörlich nieder und der ganze Ort gähnte vor Langeweile. Meredith schlug den Weg hinab ins Tal ein, denn da sah sie etwas, das wie ein Friedhof anmutete. Möglicherweise war Rose dort bestattet. Ein Gefühl der Bange beschlich sie. War es nicht eigenartig, dass Stanley niemals von Roses Grab sprach oder es besuchte? Neugier, aber auch Hoffnung keimte in ihr auf. Vielleicht würde es sie ja beruhigen, den Namen »Rose Tucker« auf einem Leichenstein zu lesen. So trieb es sie hinunter zum Kirchhof, als brauchte sie eine Bestätigung für den Tod ihrer Vorgängerin.

Der Gottesacker des Dorfes war überschaubar und liebevoll gepflegt. Man spürte, dass hier in dieser kleinen Ortschaft die Toten nicht vergessen waren. Tuckers Blumen zierten die meisten Gräber, was Meredith etwas befremdete. Nur eine einzige verwahrloste Grabstätte fiel ihr auf. Von weitem sah sie einen kahlen Stein aufragen - einen groben Block mit abgerundeten Ecken und schief eingemeißelten Lettern. Sie trat näher und blickte auf das nackte Fleckchen Erde. Ihr Herz stand vor Entsetzen still und der Atem stockte ihr, als sie den eingeritzten Namen las: Rose Tucker.

Da war nichts außer jenen hingeworfenen zehn Buchstaben - keine Daten, kein Gebet, kein Abschiedsgruß, kein Blumengebinde, nur eine Stele, die wirkte, als ob ein Engel sie im Vorbeigehen verloren hätte. Meredith verharnte erschüttert an der letzten Ruhestätte der Toten. Was immer sie auch zu spüren glaubte in dem Haus mit seinen dumpfen Mauern auf dem Gut mit den Rosenfeldern - es musste ein Hirngespinnst sein. Rose lag hier unten; sie war nicht mehr. Diese Tatsache erfüllte die junge Frau mit Genugtuung. Doch wie war es zu erklären, dass ihr Mann das Grab seiner großen Liebe derart vernachlässigte? Irgendetwas war hier faul! Es war so faul, dass es zum Himmel schrie!

Meredith war in tiefes Nachdenken versunken. Sie grübelte über Stanleys Verhalten und fragte sich, was Rose wohl für eine Frau gewesen sein mochte. Da wurde sie urplötzlich am Arm gepackt. Sie erschrak und drehte ruckartig den Kopf. - Eine alte Frau stand hinter ihr, eine Greisin mit schlohweißem Haar, runzligem Gesicht und aufgeweckten hellen Augen. Ihr Körper war in ein schwarzes Cape gehüllt.

»Na, Mädchen! Kein Grund, gleich in Panik zu geraten. Ich weiß, dass ich kein hübscher Anblick mehr bin. Dafür kann ich aber nichts. Musst dich beim Herrgott darüber beschweren«, plauderte die Alte ungezwungen.

»Oh, entschuldigen Sie vielmals!«, flüsterte Meredith gedankenverloren. Sie war erleichtert, dass nicht Stanley sie hier aufgespürt oder gar die Tote ihre knöcherne Hand nach ihr ausgestreckt hatte.

»Dieses Grab ist eine Schande für unser Dorf!«, schimpfte die Greisin. »Tucker sollte sich was schämen. Auch wenn sie eine Hexe war, so war sie doch seine Frau.«

»Eine Hexe?«, wiederholte Meredith ungläubig. Sie hatte einen ironischen Zug um den Mund; dennoch lief es ihr eiskalt den Rücken hinunter.

»Man hat sich sonderbare Dinge über sie erzählt: dass sie mit den Rosen geredet und sie mit ihrem Blut gegossen hat ...« Dabei lächelte die Fremde frostig.

»Ach, das sind ja Ammenmärchen!«, widersprach Meredith. »Ich habe mal einen Horrorfilm gesehen, der so ähnlich ging.«

»Glaub mir, Kind! Sie hat ihre Seele an die Rosen verfüttert und nun lebt sie in ihnen weiter. Sie ist nicht tot. Sie schläft nur.«

»Was reden Sie da?«, empörte sich Meredith. »Wir stehen schließlich vor ihrem Grab!«

»Das ist nicht ihr Grab, Kleine!«, belehrte die Alte die junge Frau. »Es ist eine Gedenkstätte, nicht mehr und nicht weniger. - Er könnte zumindest mal ein paar Blumen niederlegen, dieser verrückte Tucker!«

»Was sagen Sie? Eine Gedenkstätte? Wo liegt sie denn dann begraben, wenn nicht hier?« Als Meredith diese Frage stellte, wurde ihr die Antwort darauf bereits klar.

»Er hat sie auf seinem Gut unter den Rosen beerdigt, wie es ihr letzter Wunsch war«, erklärte die Greisin.

»Ihr letzter Wunsch? Ich denke, sie starb bei einem Unfall!« Meredith wurde schwindlig. Sie hatte den Eindruck, dass sie den Boden unter den Füßen verlor.

»Das ist die offizielle Todesursache!«, lachte die Alte ihr eisiges Lachen. »In Wirklichkeit ist sie auf dem Feld verblutet.«

»Das heißt, die Rosen haben sie ermordet?«

»Kindskopf! Was war das bloß für ein idiotischer Film, den du da gesehen hast! Die Rosen verlangten ihr Blut doch nicht - sie gab es ihnen. Tucker fand sie nackt, mit geöffneten Pulsadern und Messerschnitten am ganzen Leib. Sie hatte sich den Blumen geopfert. Sie war eben ein bisschen durchgedreht, bildete sich immer ein, sie sei eine Rose und keine Frau. Wahrscheinlich hieß sie nicht mal Rose. Keiner weiß, woher sie kam, und niemand sah je einen aus ihrer Familie. Für Tucker war sie einfach ein Geschenk der Natur. Man sagt ja, er hätte vor kurzem wieder geheiratet, aber diese Neue kennt hier keiner. Tucker und heiraten! Haha! Das kann ich unmöglich glauben. Der hat seine Rosen! Was braucht er denn eine Frau?!«

Die Alte fasste sie fürsorglich an den Schultern. »Es ist beinahe ein bisschen gruselig«, raunte sie. In ihren grauen Augen blitzte Argwohn auf.

»Was ist gruselig?«, hauchte Meredith.

»Du siehst ihr ähnlich, Mädchen!«

»Ich? Wem?«, stammelte sie.

»Rose! Hast die gleichen Augen wie sie.«

»Unsinn!«, rief Meredith barsch. »Sie hatte grüne Augen, meine sind blau.«

»Woher kennst du Roses Augenfarbe? Wie dem auch sei, wenigstens musst du doch deine eigene kennen!«

Verständnislos schüttelte die Greisin den Kopf, wobei sich eine widerspenstige Strähne aus ihrem hochgesteckten Haar löste. Als bald entfernte sie sich, drehte sich aber nach ein paar Schritten um und sagte bestimmt: »Deine Augen sind grün!« Dann ging sie schnurstracks weiter, ohne sich noch einmal umzusehen.

Wie angewurzelt verharrte Meredith auf einem Fleck und konnte keinen klaren Gedanken fassen. Mehr instinktiv als gezielt lief sie schließlich nach Hause, die Straße entlang hinauf zum Landgut ihres Mannes, wo die Rosen flüsterten. Sie hatte den Schirm am Grab liegen lassen, obwohl es in Strömen goss. Die Regentropfen spülten ihre letzte Hoffnung weg.

* * *

Die Rosen auf Tuckers Gut raschelten mit den Blättern und fuhren ihre Stacheln aus, als Meredith zurückkehrte und das Grundstück betrat. Wie von einer bösen Macht gelenkt, verrenkten sie ihre Stiele und bildeten ein schier unentwirrbares Geflecht, so als wollten sie die neue Herrin daran hindern, in ihr Revier einzudringen. Merediths Tränen rieselten mit dem Regen um die Wette. Ihre Nerven lagen blank.

»Ich muss für immer verschwinden!«, schoss es ihr durch den Kopf. »Besser gleich als später!«

Mit dem Mut der Verzweiflung stürzte sie sich in die Rosen und stieß sie gnadenlos von sich. Da fielen einige Knospen von den Stängeln und ein paar dieser floralen Biester seufzten, als sie sie gänzlich niedertrat. Nie mehr wollte sie sich von ihnen peinigen und von Tucker ignorieren lassen. Bald würde dieser Albtraum ein Ende haben. Sie trippelte durch die Diele mit schnellen Schritten. Scheu, fast ängstlich blickte sie nach oben auf das Porträt der wahnsinnigen Rose, die sie mit ihrem spöttischen Lächeln zu verhöhnen schien.

»Und ich soll die Augen dieser Irren haben!«, fauchte sie erbost. »Ich habe blaue Augen - hellblaue Augen - und keine grünen.«

Um sich zu vergewissern, lief Meredith rasch ins Ankleidezimmer und schaute in den Wandspiegel. Doch kann das eigene Antlitz lügen? Gaukelte ihr der Spiegel ein falsches Bild vor? Das nackte Grauen kroch in ihr hoch. Sie schloss die Augen, holte tief Luft und hoffte, beim nächsten Wimpernschlag das vertraute Blau zu sehen; aber wie vorher war da eine fremde Farbe - ein beklemmendes Algengrün, wie sie es nur von Roses Porträt kannte!

Was hatte Stanley Tucker ihr angetan? Was hatte dieses Gut mit seinen unheimlichen, arglistigen Rosen aus ihr gemacht? Angst ergriff sie und drohte sie zu lähmen. Panisch rannte sie in ihr Zimmer und tat letztlich das einzig Richtige, das Vernünftigste seit Anbeginn ihres Aufenthalts auf diesem verfluchten Stück Land: Sie öffnete ihren Kleiderschrank, zog ihren Koffer hervor und warf wahllos all ihre Sachen hinein. Sie wollte weg sein, noch bevor Tucker zurückkäme, aber wahrscheinlich würde er nicht mal versuchen, sie aufzuhalten. Ob er wohl wusste, was hier vor sich ging? Ob er die Anwesenheit seiner toten Frau spürte?

Bruchstückhaft schienen sich die seltsamen Ereignisse plötzlich zusammenzufügen. Mit einem Mal hatte Meredith das

Gefühl, in einem Nebel von fremden Erinnerungen zu tapen. Es war ihr, als durchquere sie eine massive Mauer, um auf der anderen Seite als neuer Mensch herauszutreten. Sie sah sich mit Stanley in einer schwarzen Gondel durch die Kanäle Venedigs fahren. Dann hielt sie eine grau gestreifte Katze im Arm. Kurz darauf spielte sie auf einem prächtigen Flügel Beethovens Fünfte. Sie tanzte mit Stanley Walzer. Sie lief einen weißen Palmenstrand entlang. Schließlich saß sie an einem Toilettentisch und kämmte ihr Haar. Aber war das wirklich ihr Haar? Warum hatte sie es als rot in Erinnerung, obgleich es ihr doch goldblond über die Schultern floss? Sie fasste sich an den brummenden Schädel. Hatte sie jemals eine Katze besessen? Wann war sie mit Stanley in Venedig gewesen? Und konnte sie überhaupt Klavier spielen?

Verwirrt ließ sie sich auf der Couch nieder. Warum lag da ein Koffer? Wollte sie denn packen? Und noch so liederlich! Sie brauchte frische Luft und ein wenig Abkühlung. So taumelte sie hinaus in den Garten geradewegs auf die Rosen zu, die miteinander zu sprechen schienen. Meredith glaubte sogar, die Worte zu verstehen.

»Sie ist's!«, flötete eine Blüte in einiger Entfernung. »Ja, sie ist's!«, bestätigte eine andere in der Nähe. Die Stängel machten ihr Platz, die Blumen verneigten sich vor ihr. So spazierte sie durch die ehemals verabscheuten Rosen, bis sie auf Tucker traf.

»Meredith, was machst du hier draußen?!«, herrschte er sie schon von weitem an.

»Meredith? Wer ist das? Nennst du mich jetzt so?«, fragte sie erstaunt. »Stan! Mir ist wahrlich nicht nach Scherzen zumute. Ich fühle mich so schwindlig, als ob da jemand anders in mir wäre, um Besitz von mir zu ergreifen! Das ist sehr seltsam. Ganz sonderbar!« Sie wankte und fiel hin, stand aber wieder auf. »Weißt du vielleicht, ob ich verreisen wollte? Da liegt ein Koffer in meinem Zimmer. Habe ich ihn gepackt oder warst du es?«

»Es muss Meredith gewesen sein!«, sprudelte Tucker aufgeregt hervor. Schnurstracks lief er durch das Feld auf sie zu.

»Wer ist diese Meredith? Etwa eine neue Hausangestellte?« Verstimmt maulte sie: »Du weißt, wie ich es hasse, wenn fremde Leute in meinen Sachen wühlen!«

»Du warst lange weg«, raunte Tucker. Die Tränen auf seinen Wangen vermischten sich mit dem Regen.

»Stan, ich musste vorhin an unsere Hochzeitsreise denken. Weißt du noch - wir beide in Venedig? Die herrliche Fahrt auf dem Canal Grande!« Sie schwelgte in Erinnerungen.

»Ja, und der aufdringliche Gondoliere schmetterte ohne Unterlass ›O sole mio‹, obwohl das Wetter grässlich war.« Tucker jauchzte vor Freude. »Du bist zurück, meine Teuerste!«, rief er und sank vor ihr auf die Knie. Mit beiden Händen umfasste er ihre Rechte und hielt sie wie einen Schatz umklammert. »Meine Liebe, meine Einzige!«, geriet er in Verückung. Ihre grünen Augen waren wie eine Offenbarung für ihn. Aus Dankbarkeit, mit Hingabe und in ewiger Treue presste er seine durstigen Lippen sehnsüchtig auf ihren Handrücken. »Meine Rose!«, flüsterte er ehrfürchtig.

Hoheitsvoll wie ein Denkmal stand Merediths Körper im Rosenfeld. Er war alles, was von ihr blieb. Ihre Seele war entschwunden, ihr Wille erloschen, ihre Persönlichkeit gänzlich erstickt. Jemand Fremdes hatte sich in ihrem Leib eingenistet! Tucker nahm sie liebevoll in die Arme und drückte sie zärtlich an sich, denn aus ihren Augen sprach ein neues Ich: die unsterbliche Rose.

Information zur Autorin

Tabaka Derby Messer wurde 1972 als Heike Hilpert in Plauen geboren. 1987 begann sie, Horrorgeschichten, phantastische Erzählungen und Gruselhumoresken zu schreiben. Im Jahre 2001 gründete die passionierte Schriftstellerin einen Selbstverlag, um ihre Werke in eigener Regie zu veröffentlichen. Ihr erstes Buch erschien im Juni 2002. Seit 2005 gibt die Autorin Sammelbände als eBook-Editionen heraus.

Nähere Informationen finden Sie im Internet.

www.gruselgeschichten-online.de

info@gruselgeschichten-online.de

Bereits veröffentlichte Werke der Autorin:

Hilfe, es spukt! (2002)

25 Gruselgeschichten

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band I (2005)

Siebzehn Gruselgeschichten

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band II (2006)

Acht Gruselgeschichten & ein Gedicht

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band III (2007)

Sieben Gruselgeschichten & zwei Gedichte

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band IV (2008)

Acht Gruselgeschichten & sieben Gedichte

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band V (2013)

Zehn Gruselgeschichten - Best of T. D. Messer

Impressum

Originalausgabe 2007

Dieses Werk erscheint als eBook-Edition.

© 2007 by Tabaka Derby Messer

© 2007 Heike Hilpert, Selbstverlag, Plauen

Letztes Update: April 2013

Lektorat/Layout/Herstellung/Vertrieb:

Heike Hilpert, Selbstverlag, Plauen

Alle Texte wurden nach den neuen amtlichen Rechtschreibregeln korrigiert. Der Verfasser behält sich jedoch vor, in Einzelfällen auf das alte, nicht mehr gültige Regelwerk zurückzugreifen.

Ausdruck, Vervielfältigung und Herstellung von Sicherungskopien zur privaten Verwendung erlaubt.

Nicht kommerzielle Verteilung und Veröffentlichung nur mit Quellennachweis gestattet.

Kommerzielle Nutzung des eBooks ist strengstens verboten.

Weiterverwertung des eBooks, z. B. Übersetzung, ohne Erlaubnis des Herausgebers nicht gestattet.

Bearbeitung und Veränderung des eBooks untersagt.

Alle Bestimmungen gelten auch für einzelne Erzählungen und Textauszüge.

Nutzungsrechte siehe AGB des Selbstverlages.

Alle Rechte vorbehalten.

Made in Germany 2007

Preis: 0 €